Bildungsversager

Als wäre Pisa nicht schon schlimm genug, hat die OECD nun auch noch der gesamten Bildungspolitik Deutschlands ein schlechtes Zeugnis ausgestellt. **Seite 2**

Leiden im Verborgenen

Die Volksrepublik China tritt die Glaubensfreiheit und die Rechte ihrer Minderheiten mit Füßen und rechtfertigt dies als „Kampf gegen den Terrorismus“. **Seite 6**



Mit dickem Stift

Der Baumeister Karl Friedrich Schinkel beeinflußte viele Kollegen und korrigierte sogar ihre Arbeiten. Eine Ausstellung beschäftigt sich mit ihm und seinen Schülern. **Seite 9**

Wohin gehst du?

Die Deutsche Oper Berlin hat in der Philharmonie Königsbergs Siegfried Matthus' Opernvision von Rainer Maria Rilkes „Cornet“ aufgeführt. **Seite 13/14**

Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Jahrgang 55 – Folge 38
18. September 2004

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

C 5524
PVST. Gebühr bezahlt



Ein Bundespräsident mit Biß: *Nicht nur Thüringer reagierten auf die jüngsten Äußerungen unseres Staatsoberhauptes im* Focus *wie gebissen. Nach Bundeskanzler Kohl, der von blühenden Landschaften im Osten erzählte und daß es niemandem schlechter gehen werde, sowie Kanzler Schröder, der seit seiner Wahl verspricht, daß der konjunkturelle Aufschwung, der alle Probleme löse, unmittelbar bevorstehe, muß ein unbequem wahrheitsliebender Präsident wie Horst Köhler auf viele provozierend wirken.*



Foto: pa

Polnische Retourkutsche

Entschädigungsforderung des Sejm bildet Stimmung der Bevölkerung ab

Normalerweise gilt es als einfacher, einen Sack Flöhe zu hüten, als im polnischen Parlament Einmütigkeit zu erzielen. Da sitzen von strammen Altkommunisten bis zu ebenso strammen Neonationalisten politische Kräfte beisammen, wie man sie sich gegensätzlicher kaum vorstellen kann. Offenbar gibt es derzeit nur ein Thema, das selbst diese Bandbreite zu überspannen vermag: wenn es gegen den Nachbarn im Westen geht.

So auch am Freitag letzter Woche, als die Sejm-Abgeordneten in Warschau wieder einmal das betrieben, was sie den Deutschen so gern vorwerfen: Geschichtsklitterung und Revisionismus. Obwohl nämlich seit gut einem halben Jahrhundert die Frage von Reparationsleistungen für Schäden, die Deutschland Polen während des Zweiten Weltkriegs zugefügt hat, zwischenstaatlich abschließend geregelt ist, hielten es die polnischen Parlamentarier für angemessen, ihre Regierung aufzufordern, von Berlin Entschädigungszahlungen zu fordern und notfalls auch gerichtlich einzuklagen. Sie ignorierten mit diesem Beschluß die internationale Rechtslage, wie sie auch von bislang allen polnischen Regierungen einschließlich der zur Zeit amtierenden gesehen wird.

Daß sich folglich die Warschauer Regierung in bemerkenswert klarer Form von dem Beschluß des eigenen Parlaments distanziert hat, ist ein gutes Zeichen und läßt hoffen, daß wenigstens in Teilen der polnischen politischen Klasse Vernunft über Emotionen siegt. Besorgniserregend aber bleibt, daß der Parlamentsentschluß, der einstimmig bei nur einer Enthaltung getroffen wurde, offensichtlich die Stimmungslage weitester Teile der polnischen Bevölkerung widerspiegelt.

Zweifellos ist dieser Vorgang auch als Reaktion auf die Diskussionen der letzten Wochen über die Preußische Treuhand zu sehen, eigentlich also nur eine billige Retourkutsche. Angeheizt hatte diesen Streit vor allem Bundeskanzler Schröder, als er in Warschau das durchaus strittige Thema Preußische Treuhand in – wie BdV-Präsidentin Steinbach formulierte – „unanständiger“ Weise mit dem Projekt eines Zentrums gegen Vertreibungen verknüpfte. Solcherart ermuntert, wurden die Reaktionen in Polen heftiger und unsachlicher.

In Pommern wurde jetzt sogar – als Antwort auf die im selben Atemzug heftig beschimpfte Preußische Treuhand – eine „Polnische Treuhand“ gegründet. In ihr wollen sich polnische Bürger aus Gdingen zusammenschließen und vor internationalen, eventuell auch amerikanischen Gerichten Entschädigungen für die Zwangsaussiedlung während der deutschen Besatzung einklagen.

Solchen Verfahren werden aber von Rechtsexperten ebenso wenig Erfolgsaussichten eingeräumt wie Klagen der Preußischen Treuhand. Gleiches gilt für die jetzt vom Sejm aufgestellten Entschädigungsforderungen. Den Abgeordneten in Warschau ist dies bewußt. Woraus man leider schließen muß, daß es ihnen wohl nur darum ging, das Klima weiter zu vergiften. **H.J.M.**

Hans-Jürgen MAHLITZ:

Unbequeme Wahrheiten

Ein manchmal auch unbequemer Präsident wolle er sein, hatte Horst Köhler nach seiner Wahl in das höchste Amt unseres Staates angekündigt. Immerhin: Im Gegensatz zu vielen anderen Politikern hält er, was er versprochen hat. Ohne Rücksicht auf Wahltermine, Parteibefindlichkeiten oder -interessen spricht er auch Dinge aus, die man zwar denken, tunlichst aber nicht allzu laut und allzu öffentlich äußern sollte. Und die 100-Tage-Schonzeit, die hohen Amtsträgern üblicherweise eingeräumt wird, scheint für Köhler schon vorzeitig abgelaufen; hatten Politiker dieser oder jener Couleur in den ersten Wochen seit dem Amtsantritt am 1. Juli es noch geschickt verstanden, so zu tun, als fühlten sie sich vom neuen Präsidenten nicht kritisiert, so zog Anfang dieser Woche erstmals eine Welle des Widerspruchs, ja der Empörung durchs Land.

Was hatte Köhler eigentlich so Schlimmes geäußert? Man müsse sich von der Illusion verabschieden, in allen Teilen Deutschlands gleiche Lebensbedingungen schaffen zu können; wer dieses Ziel verfolge, zementiere damit nur den Subventionsstaat, hatte er – eher beiläufig – im Rahmen eines langen Interviews mit *Focus* angemerkt.

Natürlich mußte dieser Satz, eine Woche vor den Landtagswahlen in Sachsen und Brandenburg, so wirken, als ob damit vorrangig auf die desolate Lage in den Jungen Ländern abgehoben sei. Die daraus entstandenen Möglichkeiten der Fehlinterpretation nicht durch entsprechende Klarstellung vermieden zu haben, ist ein kritikwürdiges Versäumnis jener Mitarbeiter, die solche Interviewtexte vor der endgültigen Freigabe auf sprachliche Unschärfen zu überprüfen haben.

Inhaltlich aber geht die Kritik („Aufruf zur Resignation“, „Wahlhilfe für Extremisten“) an der Sache völlig vorbei. Landesweit gleiche Lebensbedingungen – die hat es weder in Deutschland noch in irgendeinem Staat je gegeben, und die wird es auch nie geben können. Lebensstandard und Lebensqualität – soweit solches überhaupt meßbar ist – waren im Bayerischen Wald schon immer niedriger als in München oder Nürnberg. In Ostfriesland wird man nie die gleichen Lebensbedingungen haben wie in Hamburg oder Bremen. Und das Leben auf dem Lande zwischen Rostock und Stralsund wird sich von dem in Leipzig oder Dresden immer sehr deutlich unterscheiden.

Zwischen den einzelnen Ländern und Regionen wird es auch in Zukunft Unterschiede geben. Freilich ist das Gefälle, so wie es sich heute darstellt, nicht auf ewig zementiert. Dazu zwei Beispiele: Der Freistaat Bayern hat sich unter Führung von Alfons Goppel und Franz-Josef Strauß vom rückständigen Agrarland zum führenden Hochtechnologie-Standort hochgearbeitet („Laptop und Lederhose“). Umgekehrt hat das Ruhrgebiet seine frühere Spitzenposition als reichste und modernste Industrieregion eingebüßt; teilweise ist dort die Arbeitslosigkeit genauso hoch wie in Problemregionen längs der Grenze zu Polen.

Die Menschen in den Jungen Ländern haben also keinen Grund zu resignieren. Sie haben aber allen Grund, sich dagegen zu wehren, daß ihnen immer noch verlogene Illusionen vorgegaukelt werden – das fing mit den „blühenden Landschaften“ an und zeigt sich heute in den Rattenfängereien ultralinker und ultrarechter Extremisten. Vor allem die Bürger Sachsens und Brandenburgs, die an diesem Sonntag zur Wahl aufgerufen sind, sollten bedenken, daß es immer verdächtig ist, wenn Politiker auf die kompliziertesten Fragen die allereinfachsten Antworten parat haben.

Realistische Ziele statt Utopien und Illusionen – so ist der Appell des Bundespräsidenten zu verstehen. Und daran gibt es eigentlich nichts zu kritisieren.

»Rechte Gefahr«

SPD-Wahlkämpfer: Auf dem linken Auge blind

Wann immer wahlkämpfende Linke in Torschlußpanik verfallen, fällt ihnen ein probates Mittel ein: die „rechte Gefahr“. So auch jetzt wieder in Brandenburg und Sachsen. Dort deuten die jüngsten Umfrageergebnisse in der Tat darauf hin, daß DVU beziehungsweise NPD den Sprung in die Landtage schaffen werden. Die von einem schweren Wahldebakel bedrohte SPD klammerte sich sofort an den antifaschistischen Strohhalm und pries sich als einzig denkbaren Retter vor dem „braunen Sumpf“ an.

Von „linker Gefahr“ war in sozialdemokratischen Wahlkampfverlautbarungen hingegen nichts zu vernehmen, obwohl doch von dieser Seite die Gefahr eigentlich viel größer ist: Immerhin kann die SED-Fortsetzungspartei namens PDS sich gute Chancen ausrechnen, nicht nur in die Landtage, sondern auch in mindestens eine Landesregierung einzuziehen.

Wer jetzt Krokodilstränen vergießt, weil die Welle der Proteste gegen eine schlecht ausgeführte und schlecht vermittelte Regierungspolitik rechte Randgruppen in die Parlamente spült, sollte eher darüber nachdenken, wer eigentlich Honeckers Erben politisch salonfähig gemacht hat – die „Rechten“ jedenfalls waren das nicht. **EB**

Sicher gespart

Personal- und Mittelkürzungen treffen Polizei

In Berlin legt der Senat der Polzei keine neuen Uniformen mehr bereit, Brandenburg besetzt Stellen der Polizeifachhochschule derzeit nur kommissarisch, und auch andere Bundesländer beginnen, bei der Polizei zu sparen.

Streifenpolizisten sollen von den Einsparungen des Hamburger Senats nicht betroffen sein, hieß es, doch selbst in der Hansestadt wird nach der Personalaufstockung und der Bedeutung des Themas Innere Sicherheit in den letzten Jahren die finanzielle Daumenschraube angesetzt. 4.500 Polizisten demonstrierten am 7. September gegen die Sparpläne und wurden von Kollegen aus Niedersachsen und Schleswig-Holstein begleitet, die ebenfalls Stellenkürzungen befürchten. Derzeit laufen zwar überwiegend personelle Umschichtungen aus dem Bürodienst, doch könnte der Trend zum Sparen bald bundesweit die Ausstattung der Polizei treffen. Mehr Einsätze, längere Arbeitszeiten und weniger Personal bestimmen schon jetzt deren Alltag. Allein in Nordrhein-Westfalen fehlen laut der Gewerkschaft der Polizei 5.000 Beamte. Hoheitsaufgaben werden bundesweit verstärkt an private Firmen übertragen. Niedersachsen kündigte bereits an, bei den größten Gruppen im öffentlichen Dienst sparen zu wollen – Lehrern und Polizisten. **SV**

Die Schulden-Uhr: »Auf Sand gebaut«

Eichels Zahlenwerk sei auf Sand gebaut und werde nach kurzer Zeit in sich zusammenfallen, kommentierte der Bund der Steuerzahler den rot-grünen Haushalt. Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung wirft dem Bundesfinanzminister nun vor, sein Haushalt sei mit zahlreichen Einnahmerisiken in Milliardenhöhe behaftet. Kurzum: Die bereits verplanten Einnahmen werden sich so nie einstellen. Beispielsweise die anvisierten Privatisierungen brächten höchstens sechs statt 15 Milliarden Euro ein, so der Vorwurf. Ohne das einkalkulierte deutliche Wirtschaftswachstum ist der Haushalt sowieso untragbar, so das einhellige Expertenurteil. Dank Mauscheleien bei der Angabe der Neuverschuldung gibt es also auch ohne weitere Pannen einen verfassungswidrigen Haushalt. **(SV)**

Staatsverschuldung in Deutschland:

1.386.326.462.666 €

(eine Billion dreihundertsechsundachtzig Milliarden dreihundertsechsundzwanzig Millionen vierhundertzweiundsechzigtausend und sechshundertsechsundsechzig)

Vorwoche: 1.384.577.703.654 €
Verschuldung pro Kopf: 16.796 €
Vorwoche: 16.757 €

(Stand: Dienstag, 14. September 2004, 12.00 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Versager von der letzten Bank

Deutschlands Bildung schneidet in neuester OECD-Studie noch schlechter als bei Pisa ab

Als ob das Unwort von der Pisa-Studie und das inzwischen allgemein bekannte schlechte Abschneiden Deutschlands bei internationalen Tests zur Leistungsfähigkeit der Bildungssysteme nicht schon seit drei Jahren berüchtigt genug wären – nun ist dem Bildungswesen der Bundesrepublik erneut ein vernichtendes Zeugnis ausgestellt worden. Die am 14. September in Berlin von der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) vorgelegte Studie „Education at a glance“ („Bildung auf einen Blick“) zeigt einen deutlichen Rückstand Deutschlands, peinlicherweise schon bei Kindergärten und Grundschulen.

Bildungsministerin Edelgard-„Brain-Up“-Bulmahn (SPD) wäre vom Verein Deutsche Sprache wohl besser doch zur „Sprachpanscherin des Jahres“ ernannt worden und zu einer Bildungspanscherin am besten noch dazu, denn was immer die Regierung seit Pisa unternommen zu haben meint, um das Bildungsniveau zu heben, sie hat offensichtlich nichts verbessert, sondern im Gegenteil eine Verschlechterung bewirkt. Die OECD-Studie belegt jedenfalls, daß Deutschland weniger in Bildung investiert als andere Staaten, Die OECD verglich eine Vielzahl von Bildungsindikatoren ihrer Mitgliedstaaten sowie weiterer Länder und sieht Deutschland in allen Bereichen bestenfalls im hinteren Mittelfeld.

Natürlich seien die Versäumnisse der 80er und 90er Jahre schuld, konterte Bulmahn. Man könne die Versäumnisse eben nicht so schnell aufholen, Weichenstellungen seien nicht sofort spürbar. Doch da irrt die Ministerin. Wer ihre „Reformen“ an unserem Bildungssystem verfolgt, bemerkt rasch, daß die Debatte um Eliteuniversitäten und der andauernde Zwist um Studiengebühren, den die rot-grüne Politik erzeugt, keinen Ansatz zur Veränderung aufweist, sondern schulische Mangelwirtschaft ohne Vision bedeutet. Das A und O jeder Reform sei jetzt die Ganztagsschule, verkündete Bulmahn reflexartig auf das desaströse OECD-Zeugnis. „Wir haben leider immer noch eine völlig unsinnige Debatte, die nach dem Motto verläuft: Klasse oder Masse“, sagte sie in Berlin bei Übernahme des Papiers.



Lieblingsprojekt: *Edelgard Bulmahn beim Besuch einer Ganztagsschule. Sie hofft, so der Bildungsmisere begegnen zu können.* Foto: Eckel

Richtig ist, wenn der bisherige Kurs beibehalten wird, entfällt diese mißliebige Entscheidung. Dann haben wir weder das eine noch das andere und das in einem Land, das wie kein anderes auf einen Wissensvorsprung im Kampf um Märkte und Arbeitsplätze angewiesen ist. Tatsächlich ist die SPD bildungspolitisch ratlos geworden: „Ich kann mir die Fundamentalkritik der OECD nicht erklären“, gestand Doris Ahnen, Präsidentin der Kultusministerkonferenz und unter anderem mitverantwortlich für das Wirrwarr um die Rechtschreibung. In kaum einem anderen Land sei so intensiv über Pisa diskutiert worden – eben, es wurde nur diskutiert nicht investiert, möchte man der „Expertin“ zurufen. Nur in der Slowakei und Tschechien ist der Regierung laut OECD die Heranbildung der kommenden Generation weniger wert. Weniger als 20 Prozent eines Jahrganges erreichen hierzulande einen Hochschulabschluß. Dabei verstärkt sich international der Trend zu höherer Bildung gemäß der Studie deutlich. Dieser „Paradigmenwechsel“ findet in Deutschland womöglich bald zwangsweise umgekehrt statt: Nicht mehr junge, gut ausgebildete Menschen wird es geben, die den wirtschaftlich-sozialen Wandel mitgestalten, sondern insgesamt weniger junge Menschen, und die werden auch noch immer schlechter auf Leben und Beruf vorbereitet.

Auch private Investitionen in Bildung, die zunehmend gern vorgezeigt werden, können bisher keine Verbesserung, bestenfalls ein Abbremsen des Verfalls bewirken. Das offenbart die Studie: Mit nur 5,3 Prozent vom Bruttosozialprodukt, die bereits aus privaten und öffentlichen Investitionen zusammen in Bildung fließen, ist den Deutschen die Zukunft ihrer Kinder zu wenig wert.

Wenn die Regierung offensiv damit wirbt, die Bildungsausgaben seit 1998 um 36 Prozent erhöht zu haben, wird sie sich fragen lassen müssen, wo dieses Geld geblieben ist. Das kostenintensive, bisher weitgehend in der Betreuung der Schüler schwache Ganztagsschulenprojekt ist als ideologische Lieblingsmaßnahme bisher nicht positiv in Erscheinung getreten. Statt mehr Betreuung und besserem Unterricht stopfen die Schulen bauliche und personelle Löcher. Die vielgepriesene Ausbildungsoffensive 2004 wäre nicht nötig, wenn die Regierung endlich Rahmenbedingungen schaffte, die Ausbildung gerade für kleine und mittelständische Unternehmen wieder möglich machen. Auch nützt es wenig auf gestiegenen Hochschulzugang zu verweisen, wenn die Bedingungen an den Hochschulen immer mehr Studenten abbrechen lassen. So bleibt an der Reaktion der Ministerin allein eine richtige Selbsterkenntnis: „Im Vergleich zum Jahr 2002 wird im Jahr 2012 der Anteil der fünf- bis 14jährigen an der Gesamtbevölkerung in Deutschland um 14 Prozent gesunken sein. Um so wichtiger wird es, möglichst viele Menschen möglichst gut auszubilden.“ **SV**

»Ministerpräsident des Jahres«

Die Zeitschrift *Wirtschaftswoche* hat zusammen mit der „Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft“ den sächsischen Ministerpräsidenten Georg Milbradt (CDU) die Auszeichnung „Ministerpräsident des Jahres“ verliehen. Die ökonomischen Fortschritte des Bundeslandes haben Sachsen im Bundesländer-Ranking in diesem Jahr den ersten Platz belegen lassen. Milbradts mutige Reformpolitik und sein Wille zu praxisnahen Lösungen hätten auf dem Arbeitsmarkt und bei der Bildung schnell positive Effekte gebracht. **E. D.**

Gesetzesänderung

Als Reaktion auf die Terroranschläge will die russische Regierung künftig größeren Einfluß auf die Politik der Teilrepubliken nehmen. Geplant sind neue Gesetze, nach denen die Kandidaten vom Staatschef vorgeschlagen, und erst dann von den örtlichen Parlamenten gewählt werden. **MRK**

Kindersoldaten

Die CDU will Länder, in denen Kinder und Jugendliche als Soldaten rekrutiert werden, schwerer bestrafen. Schon 2001 hat die Partei einen Maßnahmenkatalog vorgeschlagen, um dem Einsatz von Kindern in militärischen Auseinandersetzungen zu begegnen. Da sich die Zahl der Kindersoldaten im Laufe der letzten Jahre allerdings keineswegs reduziert hat, wird die Forderung erneuert. Sanktionen wie das Einfrieren der Mittel für die Entwicklungszusammenarbeit oder Einreiseverbote für Angehörige von Kriegsparteien müßten zur Regel werden. Nötig seien auch Programme zur Demobilisierung, Rehabilitation und Reintegration von Kindersoldaten. **R. B.**

Griff in die Unternehmenskassen

Der Bund katholischer Unternehmer (BKU) setzt auf Freiwilligkeit, Markt und Selbstkontrolle

Die berühmteste Metapher von Adam Smith, dem Vater der Wirtschaftswissenschaften, ist das Bild von der unsichtbaren Hand. Jeder Mensch nehme automatisch am Wirtschaftsleben teil und werde so bei seinem Handeln, schreibt Smith, „von einer unsichtbaren Hand geleitet, um einen Zweck zu fördern, den zu erfüllen er in keiner Weise beabsichtigt hat“. Wer die wirtschaftspolitische Diskussion jenseits von Hartz IV in diesen Wochen verfolgt, der sieht, wie unsichtbare Hände aus den Vorstandsetagen in die Gemeinschaftskassen der Unternehmen langen, allerdings durchaus absichtsvoll zugreifen, auch wenn die Unternehmen nicht so gut laufen oder verkauft werden müssen. Wie gerecht sind die Gehälter oder Bezüge der deutschen Manager?

Diese Frage beschäftigt nicht nur die Neidvollen oder die professionell für Gleichmacherei werbenden Gewerkschafter, PDS-Funktionäre oder auch die Beamten in den Finanzämtern. Auch seriöse Unternehmer und Politiker suchen Antworten auf diese Frage. Zum Beispiel Marie-Luise Dött, selber Unternehmerin und Vorsitzende des Bundes katholischer Unternehmer, einer Vereinigung von mehr als 1.200 großen und kleinen Unternehmern sowie Selbstständigen. Sie ist für die CDU im Bundestag und dort unter anderem stellvertretende Vorsitzende des Parlamentskreises Mittelstand. Anders als der CSU-Vorsitzende Stoiber und Bundesjustizministerin Zypries (SPD) plädiert Frau Dött nicht für eine Gesetzesinitiative, damit die Vorstandsbezüge offengelegt werden. Sie spricht sich für eine „freiwillige Vereinbarung aus“, wie sie bereits vor zwei Jahren in der sogenannten Cromme-Kommission formuliert worden sei. Damals hatte man, auch auf Anregung des BKU, einen „Corporate-Governance-Codex entwickelt, der unter seinen vielen Punkten auch Transparenz vorsah. Diese Transparenz muß,“ so Frau Dött im Gespräch mit dieser Zeitung, „auch für die Managergehälter gelten und es ist allemal besser, wenn das freiwillig geschieht, als wenn die Unternehmen per Gesetz dazu gezwungen werden.“ Das gehöre schlicht zum Anstand in Unternehmen, weshalb die von dem Unternehmer Cromme geleitete Kommission auch Regeln dafür aufgestellt habe. Zur Zeit kommen elf größere Unternehmen der Forderung nach Transparenz nach. Sie haben die Chefbezüge veröffentlicht. Dabei sind recht große Unterschiede, auch in derselben Branche, zu beobachten. Der Vorsitzende der Deutschen Bank etwa bezieht 7,7 Millionen Euro und der Chef der Commerzbank nur 1,4 Millionen. Auf die Frage, ob Herr Ackermann von der Deutschen Bank fünfmal besser sei als Herr Müller von der Commerzbank, meint die CDU-Politikerin: „Das kann ich nicht beurteilen. Aber zu fragen wäre doch, warum der Aufsichtsrat, der diese Gehälter genehmigt und in dem seit Jahren auch Gewerkschaftsmitglieder Sitz und Stimme haben, glaubt, daß Herr Ackermann das in dieser Form wert ist“. Überhaupt die Gewerkschaften: Es wäre „scheinheilig“ so Frau Dött, jetzt zu fordern, darüber nachzudenken, wie man am besten Vorstandsgehälter reduziere. Aber das passe zu der Neiddebatte, die um dieses Thema stattfinde. „Die Gewerkschaften sitzen im Aufsichtsrat paarig mit am Tisch“ und hätten sich schon sehr viel früher um diese Frage kümmern können. Die Frage nach dem gerechten Unterschied sei weder per Gesetz noch durch Neid zu beziffern. Das regele der Markt. „Wenn der Markt diese Löhne oder Gehälter hergibt, dann ist das schon richtig“. Im übrigen „haben wir in Deutschland eine progressive Steuergesetzgebung, große Gehälter müssen auch mehr Steuern zahlen. Ich glaube, da ist der Solidarausgleich schon geschaffen“. Ganz will Frau Dött die Frage dem Markt nicht überlassen. Zwar regele der Markt die Qualitätsunterschiede. Aber „bei groben Fehlleistungen“ solle der Manager auch persönlich haften und zwar „in einer Größenordnung von mindestens einem Jahresgehalt“. Ludwig Erhard habe schon gesagt, Eigentum verpflichtet. Aber „wir haben heute eine ganze Menge Unternehmen, deren Manager eben keine Eigentümerunternehmer sind und im Vergleich zu den Eigentümerunternehmern auch nicht in der Haftung stehen“. Wenn diese Manager dann „irgendetwas verhandeln und dabei Fehler machen, die sogar bis zur Auflösung des Unternehmens gehen können, dann tragen sie nicht die Konsequenzen für ihr Handeln. Das halte ich für falsch. Deshalb sollte man sie mit ihrem eigenen Gehalt an den negativen Folgen von groben Fehleinschätzungen beteiligen“. Die Haftung der Manager über die Steuern zu erreichen, sozusagen präventiv und im Sinne des Gemeinwohls mit einem Managersoli hält Frau Dött für einen „Holzweg“. „Dann haben wir bald keine tüchtigen Manager mehr in Deutschland und mir sind gut verdienende Leute in Deutschland lieber als anderswo, zumal sie sowieso schon einen hohen Steuersatz hier zu zahlen haben.“ Selbst wenn man diesen Soli nur für überdurchschnittlich hohe Gehälter, etwa ab 800.000 Euro pro Jahr einführen wollte, wäre das nach Meinung der BKU-Vorsitzenden „ein Fehler“. Das würde sich nicht lohnen. Die Wirkung wäre „abschreckend“ auch wenn es nur ganz wenige gäbe, die für diese Maßnahme infrage kämen. Aber es gäbe viele, die deswegen nicht in Deutschland arbeiten wollten, auch wenn sie noch nicht so viel verdienen. Denn „wenn so ein Gesetz erst einmal eingeführt ist, kann man die Schwelle leicht senken“.

> »Der Arm der Selbstkontrolle ist am längsten«

Der Gedanke, mit einem Managersoli die aufgebrachte Volksseele zu besänftigen, sei populistisch. Man solle hier lieber pragmatisch und wirtschaftlich denken und nicht populistisch. Das nütze dem Gemeinwohl mehr als kurzsichtige Maßnahmen. Das sei ähnlich wie mit der Transparenz der Gehälter. „Ich halte freiwillige Möglichkeiten immer für besser. Sie werden von Einsicht getragen, das ist immer etwas anderes als ein Gesetz. Ich glaube, daß man in einer Wirtschaft eher sich auf freiwillige Verantwortlichkeiten, freiwillige Absprachen berufen sollte, als ständig mit der Politik und mit dem Staat hinein wirken zu wollen. Der Arm der Einsicht und Selbstkontrolle ist am längsten“. **Jürgen Liminski**

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **9412**

Gekündigte Ideale

Europa lehrt: Sozial ist, was Arbeit schafft / Von Sverre GUTSCHMIDT

Es ist das Jahr der Wahlen und Hartz IV bestimmt die Stimmung der Wähler und damit die politische Landschaft der Bundesländer mit Konsequenzen auf Jahre wie kaum ein anderes Thema das bisher vermochte. Der „Sozialstaatsumbau“ und die „Reformen“ erhitzen die Gemüter. Dem Ausland scheint es, als würde die sich abzeichnende Lösung zum Problem erklärt – doch diesmal kann Deutschland von Europa lernen und sollte das auch.

Verlief die bayerische Landtagswahl noch nach gängigen Mustern des Parteienwettbewerbs, so zeichnete sich danach auf dem Hintergrund permanenter Reformdebatten und den mehr oder weniger gelungenen Umsetzungsversuchen ein Vertrauensverlust der Bürger ab: Bei den Hamburg-Wahlen bekam die SPD die Quittung für ihre flickschusternde Politik auf Bundesebene, in Thüringen gewann so richtig nur die PDS dank ihrer vermeintlichen sozialen Gesinnung und selbst an der Saar hat der Sieg der CDU einen schalen Beigeschmack. Die beiden Volksparteien verlieren ihr Volk. Sie verlieren Wähler und Vertrauen, denn ihr Kurs ist unklar. NPD und PDS brauchen in diesem Fall nicht einmal so tun, als hätten sie Konzepte, sie gewinnen Stimmen, Sympathien und Mitglieder.

Doch müssen Veränderungen der sozialen Systeme mit Radikalisierung und Parteienfrust einhergehen? – Die Antwort lautet klar nein. Überall in Europa, wo Konservative oder Sozialdemokraten vor der Aufgabe standen, den Sozialstaat wieder fit zu machen, hat man wertvolle Erfahrungen gesammelt, die Deutschland nach wie vor weitgehend ignoriert, bestenfalls häppchenweise nachkaut. Dabei ist ein Staat, in dem nach Expertenschätzungen bis zu 40 Prozent der Wahlberechtigten ihr Einkommen in Teilen oder ganz aus staatlichen Leistungen oder sozialen Umschichtungsprogrammen beziehen, dringend angewiesen auf eine Veränderung eben jener Sozialsysteme.

Förderung der Eigeninitiative durch eine aufrichtigere Politik wäre die Grundvoraussetzung für das Gelingen jedweder Veränderung. Das machte auch Schwedens Regierungschef Göran Persson Bundeskanzler Schröder Anfang September auf einer Klausurtagung klar: Drei Jahre konsequenter Arbeit am Sozialen seien nötig, damit es wieder aufwärts gehe. Schwierig sei es gewesen, aber so sei Schweden wieder wettbewerbsfähig geworden und nur so, gab der Sozialdemokrat seinem deutschen Kollegen mit auf den Weg. Was er als Gast höflich verschwieg: Eben jener Weg wird in Deutschland zu lange und zögerlich beschritten und Schröder steht nicht am Anfang des Weges, denn er springt bereits seit 1998 mit eilig lancierten Ideen auf dem Pfad der Reformen mal vor und dann wieder zurück. Statt ein Gesamtkonzept vorzulegen, in das sich auch Fragen des Kündigungsschutzes, der Finanzierung des Gesundheitswesens oder der Sicherung der Renten eingliedern, legt Rot-Grün unzusammenhängende Gesetzesideen vor.



So hat der Kanzler unter dem Eindruck seines schwedischen Besuchers eine sozial engagierte Bevölkerungspolitik zur Erhöhung der Geburtenzahlen angekündigt. Die Arbeits- und Sozialhilfereform Hartz IV ist noch nicht in trockenen Tüchern, da soll ein am Einkommen orientiertes Erziehungsgeld gezahlt werden, um die Geburtenzahlen zu steigern. An sich begrüßenswert, scheint auch dieser Vorstoß schlecht abgestimmt und schwer finanzierbar zu sein. Denn eins lehren die erfolgreichen Reformer Europas: Wer zu spät und zaghaft herumdoktert, den bestraft der Wähler. Dänen, Schweizer und Österreicher handelten vergleichsweise schnell und können sich nun beispielsweise auf die Vermittlung von Arbeit statt Verwaltung des Mangels konzentrieren. Die bittere Erkenntnis, daß Arbeitslosigkeit nicht vorrangig durch einen Aufschwung beendet wird, sondern durch das Aufgeben mancher Zumutbarkeitsgrenzen, scheint angesichts der konjunkturprophetischen Äußerungen eines Wolfgang Clement noch nicht zum Konsens der Bundesregierung gereift zu sein.

Eine stärker föderale Regelung des Arbeitsmarktes und somit mehr regionalen Wettbewerb zeigt das sicher radikale Gegenbeispiel USA. In manchen Bundesstaaten nur ein halbes Jahr Arbeitslosenunterstützung mit durchschnittlich 58 Prozent des letzten Nettolohns zwingen die Menschen zur engagierten Jobsuche. Dafür subventioniert der Staat Billiglohnberufe, indem er aus Steuermitteln Zugaben zahlt, statt Steuern von diesen Arbeitnehmern zu fordern. Arbeit wird somit im Vergleich zur Maschine wieder lohnenswerter. In Großbritannien kennt man ein ähnliches System: Steuergutschriften. Wer auf der Insel einen angebotenen Job ausschlägt, verliert die öffentliche Hilfe – ein drastischeres Modell als Hartz IV. Nicht „Arbeitslose“, sondern „Arbeitsuchende“ werden betreut und statistisch erfaßt. Bei einem so großen Niedriglohnsektor erhält die Einführung eines Mindestlohns einen Sinn – eine auch in Deutschland diskutierte Neuerung, die im hiesigen regulierten Arbeitsmarkt aber anders als in Großbritannien noch Arbeitsplätze kosten würde. Von den Briten schaute sich Schröder immerhin auch das „jobcentre“ ab, nur gerät es hierzulande nicht zum Durchlauferhitzer in die Arbeit, sondern legt mit dem alten Arbeitsamt-Apparat bestenfalls die Sozialhilfe mit dem Arbeitslosengeld zusammen.

Die dänische „Jobbutik“ vermittelt in durchschnittlich 14 statt 35 Wochen wie in Deutschland Menschen in die Arbeit. Das muß sie auch, denn Kündigungsschutz besteht praktisch nicht. Die Dänen „genießen“ den wohl flexibelsten Arbeitsmarkt Europas. Jeder vierte ist einmal im Jahr ohne Arbeit, doch in dieser Zeit hat er eine luxuriöse Versorgung von 90 Prozent des letzten Bruttogehalts, maximal 1.800 Euro im Monat. In den alten Bundesländern Deutschlands sind es 345 Euro, Großbritannien gibt umgerechnet 358 Euro monatlich. Die Schweiz zahlt ähnlich großzügig wie Dänemark zwischen 70 und 80 Prozent des letzten Einkommens als Arbeitslosengeld. Was an Hartz IV die Betroffenen stört, ist in der Schweiz selbstverständlich: Nach Arbeitslosengeld folgt Sozialhilfe – nach eineinhalb Jahren Leistungsempfang werden noch 700 Euro monatlich ausgezahlt. Womöglich dem Minimum an Kündigungsschutz verdanken auch die über 50jährigen Eidgenossen gute Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Die Arbeitslosenquote liegt bei unter vier Prozent.

Die Niederlande füllen immerhin mit schwer vermittelbaren Arbeitslosen auf Mindestlohnbasis ihre öffentlichen Verwaltungen und Wohlfahrtseinrichtungen auf, die für einfache Tätigkeiten einfach bezahlte Arbeitnehmer erhalten. Der Leitsatz dort heißt: Alles tun, um Arbeit bei gleichen Kosten besser zu verteilen. Österreich mutet Arbeitsuchenden bereits nach 100 Tagen „ohne“ einen Platz in einer fremden Branche zu und gibt gerade ein Jahr Arbeitslosengeld. Bei etwas über vier Prozent Arbeitslosenquote ist Widerstand dort ausgeblieben. Um so mehr ein Signal für den großen Nachbarn im Norden, daß es letztlich nicht auf Bezüge, sondern ein Sozialsystem ankommt, das Arbeit fördert, statt bürokratisch miterzeugten Mangel zu versorgen. Ein einfaches und klares Grundkonzept von Seiten der jeweiligen Regierung und aber individuelle Beratung der Betroffenen haben in anderen Staaten Erfolg gebracht. Statt die von Jahr zu Jahr steigende Arbeitslosigkeit auf grundlegende Fehler im System zurückzuführen, hat Deutschland statt dessen bis heute halbherzig nur an einzelnen Symptomen gearbeitet und dem Verteilungskonsens gehuldigt. Statt Umbau muß nun der Abbau erfolgen – ein schmerzvollerer Weg als in anderen europäischen Staaten. Ein Weg ist zu beschreiten, der aus dem Tal der leeren Kassen und verständlichen, aber teuren sozialen Sonderwegen wie der Pflegeversicherung und der Arbeitslosenhilfe herausführen muß. ■

Von Normalität kann keine Rede sein

17.000 Soldaten aus mehr als 30 Nationen versuchen, im Kosovo für Frieden zu sorgen / Von Jan HEITMANN

Ein namenloser Toter lenkt die Aufmerksamkeit auf einen fast vergessenen Einsatzraum deutscher Soldaten und bringt ihre Führung in Bedrängnis.

Bei der Bundeswehr sucht man jetzt nach „Fehlern im System“. Der Generalinspekteur der Bundeswehr, General Wolfgang Schneiderhan, hat die verspätete Meldung des Todesfalles als „Ärgernis“ kritisiert. Fehler in der Meldekette hätten dazu geführt, daß die Brisanz dieses Vorganges nicht richtig bewertet worden und der Minister nicht früher davon in Kenntnis gesetzt worden sei. Damit meint der General die Tatsache, daß es bei den Unruhen im Kosovo im März dieses Jahres im deutschen Verantwortungsbereich doch einen Toten gegeben hatte.

Ein namenloser Toter wurde einfach vergessen

Damals war es im Raum Mitrovica zu Gewalttätigkeiten zwischen Serben und Albanern mit zahlreichen Toten und Verletzten gekommen, die sich schnell im ganzen Kosovo ausbreiteten. Auslöser waren Ausschreitungen, bei denen serbische Jugendliche mehrere Mädchen in einen Fluß getrieben hatten, wo sie zu Tode kamen. Die deutschen Soldaten waren von der Entwicklung der Unruhen zunächst überrascht, doch konnten sie in ihrem Sektor relativ schnell wieder für Ruhe sorgen. Zunächst war gemeldet worden, im deutschen Verantwortungsbereich sei kein Mensch ums Leben gekommen. Dies erwies sich als falsch, nachdem in einer ehemaligen serbisch-orthodoxen Klosterschule die verbrannte Leiche eines Mannes entdeckt worden war.

Der Vorgang wird nun in der Bundeswehr untersucht. Er ist der Führung natürlich peinlich, ist der Einsatz im Kosovo doch der erste Auslandseinsatz überhaupt, bei dem die Bundeswehr einen eigenen Sektor erhielt. Bei der Suche nach den Ursachen für den „Fauxpas“ steht die Frage im Vordergrund, ob es einen Fehler im System gibt. Immerhin muß im Kosovo die Tätigkeit von über 17.000 Soldaten aus mehr als 30 Nationen, der Nato-Führung sowie ziviler Behörden und Organisationen im Einsatzland koordiniert werden. Bisher galt diese Führungsaufgabe zwar als komplex, dennoch aber als erfolgreich gelöst. Daß dies offensichtlich nicht so ist, muß der sichtlich betroffene Generalinspekteur nun einräumen. An grundsätzliche Veränderungen bei der militärischen Präsenz im Kosovo wird indes nicht gedacht, gilt die Grundorganisation der Kosovo-Schutztruppe Kfor doch als bewährt.

Die Unruhen im Frühjahr haben allerdings gezeigt, daß die Lage im Kosovo alles andere als stabil ist. Darüber können auch Fortschritte wie demokratische Wahlen und die Bildung einer Regierung nicht hinwegtäuschen. Allerdings haben die gemeinsamen Anstrengungen von Kfor und der UN-Mission Unmik (United Nations Interim Administration Mission in Kosovo) dazu geführt, daß die Sicherheitslage im Kosovo deutlich verbessert werden konnte. Die internationale Gemeinschaft bleibt gefordert, ihr militärisches und ziviles Engagement im Kosovo über einen langen Zeitraum fortzusetzen, um das bisher Erreichte nicht zu gefährden. Umfang und Zusammensetzung der eingesetzten Kfor-Kräfte werden dabei der Lageentwicklung angepaßt. Trotz einer insgesamt positiven Entwicklung kann von einer Stabilität oder Normalisierung der Lage noch nicht gesprochen werden. Die CDU fordert jetzt, über die Fortsetzung des Kfor-Mandats in seiner bisherigen Form nachzudenken und gegebenenfalls strukturelle Änderungen vorzunehmen.

Da war man im benachbarten Mazedonien erfolgreicher. Auch hier waren bis Ende des vergangenen Jahres deutsche Soldaten stationiert, seit albanische Extremisten im Frühjahr und Sommer 2001 versucht hatten, die Unzufriedenheit der albanischen Minderheit für ihre Ziele zu nutzen. Die gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen den albanischen Gruppen und den Sicherheitskräften führten zu mehr als 100.000 Flüchtlingen und Vertriebenen. Damals stand das Land an der Schwelle zum Bürgerkrieg.

Die internationale Gemeinschaft verfolgte frühzeitig und intensiv eine breit angelegte Strategie mit einem präventiven Ansatz. Tatsächlich gelang es, den Bürgerkrieg und damit den drohenden Zerfall des Landes und der Region abzuwenden und die Konfliktparteien zum Abschluß eines Rahmenabkommens zu bewegen. Als militärischer Teil der Friedensbemühungen führte die Nato die Operation „Essential Harvest“ durch. Dabei wurden mit Billigung aller Kontrahenten die von diesen freiwillig abgegebenen Waffen eingesammelt und zerstört. Die Bundeswehr beteiligte sich mit 500 Soldaten an diesem Einsatz.

Nach außen hin scheint Mazedonien befriedet

Auf Wunsch der mazedonischen Regierung schloß sich die ebenfalls von der Nato geführte Operation „Fox“ an. Ihr wesentlicher Zweck war der Schutz der von der EU und der OSZE eingesetzten Beobachter. Mit der Führung der für diese Operation eingesetzten Task Force Fox (TFF), der etwa 1.000 Soldaten aus zwölf Nato-Staaten angehörten, übernahm Deutschland erstmals die Verantwortung für eine Gesamtoperation im Rahmen des militärischen Krisenmanagements der Allianz.

Die Umsetzung der Bestimmungen des Rahmenabkommens erlaubte eine schrittweise Verringerung der Militärpräsenz im Einsatzland. Aus „Fox“ wurde „Allied Harmony“ und daraus „Concordia“, der erste allein von der EU geführte Militäreinsatz. Ende des vergangenen Jahres konnten die Soldaten durch Angehörige der EU-Polizeimission „Proxima“ abgelöst werden, die für die Sicherung der internationalen Beobachter und die friedliche Umsetzung des Rahmenabkommens zum Schutz der Minderheiten sorgen. Mazedonien bemüht sich heute um eine Annäherung an euro-atlantische Strukturen und hat im März einen Antrag auf EU-Mitgliedschaft gestellt. ■

Es brodelt in der Mark

Brandenburg-Wahl: Die Furcht vor dem Volkszorn wächst / Von Annegret KÜHNEL



Etablierte unter Druck: *Unbekannte haben CDU-Plakate zur Landtagswahl in Brandenburg mit eigenen Parolen überklebt.*

Foto: pa

Eine Woche vor dem Wahltermin hat der Kanzler sich doch noch in den brandenburgischen Stimmenkampf eingemischt und vor einem Einzug der DVU in den Potsdamer Landtag gewarnt: „Alles, was sich mit dem braunen Sumpf verbindet, schadet uns, schadet Deutschland, schadet uns auch bei den ausländischen Investoren hier.“ Er gab die Äußerung nicht etwa auf einer Kundgebung im Berliner Umland von sich, sondern während eines langen Interviews im *Info-Radio Berlin-Brandenburg* (RBB).

Sonst ist Schröder als Wahlkämpfer nicht in Erscheinung getreten. In Brandenburg eignet er sich noch weniger zum Zugpferd als im Saarland. Die Wutausbrüche und Eierwürfe, die sein Erscheinen Ende August bei der Eröffnung des neuen Bahnhofs in Wittenberge auslöste, ließen daran keinen Zweifel.

Die Stimmung in Brandenburg ist gereizt. Es herrscht ein Gefühl allgemeiner Perspektivlosigkeit, das in Aggressionen umschlägt. Hartz IV ist nur der unmittelbare Anlaß. Noch nie ist ein Wahlkampf so aufgeheizt gewesen wie in diesem Jahr. Die Zerstörung von Wahlplakaten, die sich vor allem gegen die DVU richtete, war noch vergleichsweise harmlos. Dem CDU-Wirtschaftsminister Ulrich Junghanns wurde der Wahlkampfbus angezündet, der auf seinem Privatgrundstück parkte. Ministerpräsident Matthias Platzeck (SPD) konnte sich bei seinen Auftritten nur mühsam gegen Trillerpfeifen und lautstarke Zwischenrufer Gehör verschaffen.

Platzeck machte die PDS für die Störmanöver verantwortlich. Deren Vorsitzender Lothar Bisky kann darauf verweisen, daß in seinem Potsdamer Bürgerbüro mehrfach eingebrochen wurde.

Ob sich der wochenlange Höhenflug der PDS am morgigen Sonntag bestätigen wird, bleibt abzuwarten. Selbst wenn die Bisky-Truppe stärkste Partei werden sollte, wird sie wahrscheinlich auf den Oppositionsbänken verharren müssen. Ein Grund dafür ist die herzliche Abneigung, die zwischen Matthias Platzeck und dem Chef der Staatskanzlei, Rainer Speer, auf der einen Seite und dem PDS-Fraktionsgeschäftsführer Heinz Vietze auf der anderen besteht. In der Zeit, als Platzeck und Speer in Potsdam zur Bürgerrechtsopposition gehörten, war Vietze SED-Bezirkschef von Potsdam und als Chef der Kreiseinsatzleitung für die Niederhaltung der Opposition zuständig. Laut *Spiegel* hat Vietze ein „parteikameradschaftliches Verhältnis“ zu den „Sicherheitsorganen“ eingeräumt, was immer das heißen mag.

Die SPD setzt hundertprozentig auf den populären Matthias Platzeck und dessen jungenhafte Ausstrahlung. „Brandenburg wählt. Matthias Platzeck“, heißt es auf den Plakaten. Die Parteizugehörigkeit spielt keine Rolle. Die Wahlbroschüre, die an die Haushalte verteilt wurde, ist ein einziger Platzeck-Hymnus. Nur an ein, zwei Stellen wird kurz erwähnt, daß er der Spitzenkandidat der SPD ist.

Für die CDU, die vor Monaten noch wie der sichere Sieger aussah, war die heiße Wahlkampfphase eine einzige Enttäuschung. Die Christdemokraten beklagen sich, daß sie so gut wie keine Wahlkampfspenden erhalten hätten. Sie können nach jüngsten Umfragen froh sein, wenn sie als Juniorpartner die Koalition mit der SPD fortsetzen dürfen.

Zuletzt konzentrierte sich die Aufmerksamkeit vor allem auf die DVU, die eine Arbeitsteilung mit der NPD beschlossen hat. Die NPD soll die Rechtsaußenstimmen in Sachsen bündeln, in Brandenburg die DVU. Sie polemisiert gegen das „Bonzentum“ der etablierten Parteien. „Für jeden von der DVU, der zusätzlich in den Landtag reinkommt, fliegt einer der etablierten Politiker raus“, sagte Vorsitzender Sigmar-Peter Schuldt.

Die DVU sitzt bereits seit 1999 im Potsdamer Landtag, angeführt von der 42jährigen Fraktionsvorsitzenden Liane Hesselbarth, die in der DDR als Bauzeichnerin und Konstrukteurin gearbeitet hatte und jetzt selbständig ist. In den vergangenen fünf Jahren wurde die DVU-Fraktion von den Zeitungen und elektronischen Medien konsequent ignoriert.

Nicht einmal eine Negativ-Berichterstattung gab es. Blamagen und interne Querelen, für die einst die DVU-Fraktion im Landtag von Sachsen-Anhalt gesorgt hatte, sind diesmal offenbar vermieden worden. Die Prognosen sagen ihr ein Wahlergebnis von sechs Prozent voraus. ■

CDU-Blockflöte

Von Ronald GLÄSER

Nicht nur die Kassen der Bundesrepublik sind bald so leer wie die der DDR. Die vereinigte Republik übernimmt auch zunehmend das Geschichtsbild der Kommunisten. Daß neuerdings im Finanzministerium Angehörige der kommunistischen „Roten Kapelle“ geehrt werden, ist nur ein Skandal unter vielen. Beim Tag der Offenen Tür der Bundesregierung im August verärgerte das nur einen einzigen Besucher. Die übrigen reagierten gleichgültig.

Das muß man sich auf der Zunge zergehen lassen: Das Bundesfinanzminister gedenkt neuerdings kommunistischer Agenten, die mit Stalins Roter Armee zusammengearbeitet haben, um in Deutschland nicht etwa die NS-Diktatur durch einen Rechtsstaat, sondern durch ein von Moskau gesteuertes, weiteres Schreckensregime zu ersetzen. Die „Rote Kapelle“ war keine Widerstandsgruppe sondern das Trojanische Pferd des Kreml-Diktators.

Im Strudel von derlei Geschichtsverwirrung nimmt es dann kaum noch Wunder, daß in Berlin-Neukölln ein Sportpark nach einem KPD-Agitatoren benannt wird, so geschehen vorletzte Woche.

„Eine Geschmacklosigkeit“ nennt der FDP-Fraktionsvorsitzende Sebastian Kluckert die Umbenennung des Sportparks in „Werner Seelenbinder Sportpark Neukölln“. Die KPD-Zeitung *Rote Fahne* wußte über Seelenbinder zu berichten: „Nach Aufenthalten in Moskau fuhr er zu vielen Sportvereinen, um unter den Sportlern die Wahrheit über die UdSSR ... zu verbreiten.“ Seelenbinder agitierte in Stalins Auftrag gegen die Weimarer Republik.

Kluckert dazu: „Die Freien Demokraten sind entschieden der Auffassung und bekennen sich dazu, daß die zweite deutsche Demokratie keine Personen als Vorbilder besonders herausstellen sollte, die sich aktiv an der Zerstörung der ersten deutschen Demokratie beteiligt haben.“

Mittlerweile hat die Umbenennung des Sportparks noch eine neue Qualität, weil sich einzig jener FDP-Chef und seine vier Abgeordneten dem Ansinnen von SPD, PDS und Grünen widersetzt haben. Der Antrag fand auch deshalb eine Mehrheit, weil sogar die CDU dafür stimmte. Und schlimmer noch: Die CDU-Baustadträtin Sabine Vogelsang hatte sich das ganze überhaupt erst ausgedacht.

Die symbolische Annäherung an die DDR hat etwas Bedrohliches: War es nicht auch kennzeichnend für den Mauerstaat, daß scheinbare „Christdemokraten“, die man im Volk abschätzig Blockflöten nannte, das Geschäft der roten Machthaber oft noch emsiger betrieben als diese selbst?

West-Berlin sollte in 24 Stunden fallen

Bis 1989 ständig aktualisiert: Die Handstreichpläne von NVA und Sowjettruppen / Von Thorsten HINZ

Vor zehn Jahren zogen sich die vier Alliierten Siegermächte endgültig aus Berlin zurück. Sie verabschiedeten sich getrennt. Die Russen paradierten Ende August 1994 in der Nähe ihres Hauptquartiers in Berlin-Karlshorst. Höhepunkt war eine Kranzniederlegung am Sowjetischen Ehrenmal in Treptow durch Bundeskanzler Kohl und dem russischen Präsidenten Boris Jelzin. Einige Stunden später, vor dem Einzug ins Rote Rathaus, präsentierte Jelzin sich den Kameras im Zustand der Volltrunkenheit.

Die Amerikaner, Briten und Franzosen zogen einige Tage später ab. Ein Großer Zapfenstreich am Brandenburger Tor setzte den Schlußpunkt unter fast 50 Jahre Nachkriegsgeschichte. Es hatte damals heftige Diskussion gegeben, ob nicht eine gemeinsame Parade der vier Mächte angemessen wäre, anstatt den Russen einen Abschied zweiter Klasse zuzumuten. Doch die Verletzungen aus der Zeit des Kalten Krieges überwogen die Gemeinsamkeit, die der Sieg über Deutschland gestiftet hatte.

Nach Öffnung der DDR-Archive konnte belegt werden, was man bis dahin nur erahnt hatte: Die DDR und die Sowjetunion hatten auch nach dem Mauerbau und dem Viermächte-Abkommen über Berlin 1971 keineswegs das Ziel aufgegeben, den Westen der Stadt ihrem Machtbereich einzuverleiben. Die Pläne für eine Besetzung der drei Westsektoren sind bis 1989 immer wieder aktualisiert worden. An 60 Stellen wären NVA und Sowjetarmee durch die Mauer gebrochen und hätten versucht, die Stadt dreizuteilen und die Westalliierten voneinander zu isolieren. Für die Eroberung waren 24 Stunden vorgesehen. Fallschirmjäger hätten die wichtigsten strategischen Punkte aus der Luft eingenommen, darunter das Rathaus Schöneberg – Sitz des Regierenden Bürgermeisters und des Landesparlaments –, den *Sender Freies Berlin* und *Rias*, den Fernsehturm am Wannsee und die Flugplätze in Tegel und Tempelhof.

Angesichts solcher Planspiele erscheint die damalige Forderung der Berliner Grünen, die alliierten Truppen auf eine symbolische Zahl zurückstutzen, im Nachhinein geradezu wahnwitzig. Denn so real, wie die Bedrohung war, waren die Aufgabenstellungen der Amerikaner, Briten und Franzosen für den Ernstfall. Die rund 11.000 alliierten Soldaten in Berlin hätten Brücken gesprengt und versucht, die wichtigsten Straßen – vor allem die Stadtautobahn Avus – zu blockieren und ein zusammenhängendes Stadtgebiet zu halten. Als gemeinsame Einsatzzentrale hätte das britische Hauptquartier am Olympiastadion gedient. Zehn Tage lang sollte West-Berlin verteidigt werden: In dieser Zeit sollte eine Verhandlungslösung erzielt bzw. der Nato-Mechanismus in Gang gesetzt werden. Das hätte den Kriegsfall bedeutet. Zum Glück funktionierte das Prinzip Abschreckung. Der getrennte Abmarsch der Besatzungsmächte aber war nur logisch gewesen.

In West-Berlin gehörten die Soldaten der drei Westmächte zur städtischen Folklore. Ihr Abzug hinterließ eine Leerstelle, die erst langsam aufgefüllt wurde. Im Ostteil sah man keine russischen Soldaten im Stadtbild, höchstens einmal in Gruppen und völlig verschüchtert. Im ehemaligen Gebäude des Alliierten Kontrollrats, aus dem die Russen während der Berlin-Blockade 1948 mit Aplomb ausgezogen waren, befinden sich heute das Berliner Kammergericht und das Landesverfassungsgericht. Im russischen Hauptquartier in Berlin-Karlshorst, wo Feldmarschall Wilhelm Keitel am 9. Mai 1945 die Kapitulationsurkunde unterschrieb, wurde ein Museum eingerichtet. Im Britischen Hauptquartier am Olympiastadion ist ein Sportmuseum geplant. Die Villa des US-Stadtkommandanten in Dahlem wird für Empfänge des Auswärtigen Amtes genutzt, und in der amerikanischen Andrewskaserne in Lichterfelde (bis 1945 SS-Kaserne) befindet sich das Bundesarchiv. Im französischen Offiziersklub am Tegeler See soll die Kantine der Diplomatenschule eingerichtet werden. Die riesige Anlage des „Quartier Napoleon“ in Tegel, einst französisches Hauptquartier, heißt heute Julius-Leber-Kaserne und ist Sitz des Standortkommandanten der Bundeswehr.

Durch den Abzug der Alliierten wurden rund 6.000 Wohnungen frei, darunter einige in attraktiver Lage im Nobelbezirk Zehlendorf. Sie wurden entweder verkauft, an Bundesbedienstete vermietet oder der städtischen Wohnungsbaugesellschaft übergeben. ■

Das »Diktat des Durchschnitts«

Russisches Enfant terrible sinniert, warum seit der Wiedervereinigung alles schlechter geworden sei

Ein russischer Schriftsteller reist nach Deutschland und entdeckt die Sowjetunion. Auf diese Formel kann man die Eindrücke bringen, die Vladimir Sorokin in einem Aufsatz für die Zeitschrift *Sprache im technischen Zeitalter* schildert. Sorokin ist kein Niemand. Er wurde 1952 in Moskau geboren und gilt als Tabubrecher und Provokateur, aber auch als glänzender Autor. Die am 23. September zum ersten Mal erscheinende Literaturzeitschrift *Der Freund*, von Christian Kracht verantwortet und vom Axel-Springer-Verlag herausgegeben, zählt Sorokin zu ihren Autoren. Ausgangspunkt von Sorokins Essay mit dem Titel „Unter der Linde" ist ein Besuch in Japan. Der Autor geht in ein japanisches Bahnhofscafé namens „Linde", wo er mit klischeehaft deutschem Interieur und „typisch" deutschen Gerichten konfrontiert wird. Bei einer freundlichen Kellnerin – hieran sieht man schon, daß die Szene nicht in der Dienstleistungswüste Deutschland spielt – ordert er Kaffee und Apfelstrudel und stellt beim Genuß verwundert fest: „Ich koste. Und merke, daß der Kaffee und der Apfelstrudel hier besser schmecken als etwa im Berliner Europa-Center. Oder im Café Einstein. Oder im Hamburger Literaturhaus."

Plötzlich kommt ihm die Frage, warum in Deutschland seit der Wiedervereinigung alles schlechter geworden sei. Vor 1990 sei es im Westen Deutschlands und in West-Berlin noch viel spannender gewesen. Und heute: „Berlin atmet muffige kulturelle Luft, von der man nur Kopfschmerzen kriegt und das Gähnen. Früher war es in Berlin interessant. Ende der 80er fand ich's in Berlin viel interessanter als in Paris. Jetzt will man dort wie in einer kleinen Provinzstadt nur Bier trinken, einkaufen und schlafen." Deutschland – so Sorokins Eindruck – schlafe einen „erdrückenden Schlaf ohne jeden Ausweg". Als Deutschland noch geteilt war, hätten die Westdeutschen alles Böse auf die DDR projiziert. in den neuen Ländern sei das Unterbewußtsein der Bundesrepublik gewesen: „Dorthin, in diese Fäkaliengrube namens Deutsche Demokratische Republik, wurden aus dem Westen alle typischen deutschen Ängste und Alpträume weggedrängt. Die Westdeutschen fühlten sich angesichts der DDR selbstbewußter. Alle deutschen Sünden, alles Häßliche im deutschen Charakter, existierte nur jenseits der Mauer, hinter dem Stacheldraht, im Mündungsfeuer unsympathischer ostdeutscher Grenzer."

Das neue Deutschland habe die ostdeutsche Kanalisation und damit das innere Gleichgewicht verloren. Das Gesicht des heutigen Deutschlands ist mürrisch besorgt; so stellt es sich zumindest Sorokin dar. Es herrscht das Kartell des Mittelmaßes: In der Politik, in den Führungsetagen der großen deutschen Unternehmen, in der Bildung, in der Kunst, im Sport, in Film und Literatur. Sorokin fühlt sich zurückversetzt in Sowjetzeiten: „Im heutigen Deutschland treffe ich erstaunt auf immer mehr Sowjetisches, das ich seit der Kindheit kenne. Die Deutschen haben plötzlich typisch sowjetische sozialistische Gesten und Bewegungen. Aristokratismus, Privatheit und Feingefühl sind passé. Die Gewöhnung am gewöhnlichen Durchschnittsmenschen wächst, die Minimalisierung sozialer und kultureller Ansprüche nimmt täglich zu. Die ritualisierte deutsche Bürokratie wird zur Bürokratie von sozialistischer Tönung. Die bürgerlichen Rituale werden vom kollektivistischen Funktionalismus verdrängt, der anscheinend zur Grundethik der deutschen Gesellschaft wurde."

Hauptverursacher der gesamtdeutschen Misere: Die „vergreist verbürgerlichten 68er Rebellen". Diese Generation habe sich alle wichtigen Posten unter den Nagel gerissen und bekämpfe nun alles mit großer Entschiedenheit und Intoleranz, was den eigenen Anschauungen widerspreche. Die ehemaligen Straßenkämpfer und Politrebellen, die es sich mittlerweile in den Vorstandssesseln von Politik, Wirtschaft und Kultur bequem gemacht haben, sähen „Kultur nicht als Ziel, sondern als Mittel der gesellschaftspolitischen Manipulationen an". Sorokins Urteil fällt gnadenlos aus: „Es gab für sie niemals eine freie Kunst, eine Kunst fernab von Politik und Ideologie. Mit ganzer Seele hassen und verachten sie das Elitäre in der Kultur. In diesem Sinne sind die deutschen 68er die legitimen Kinder Lenins und Stalins, die für die ‚Kunst für das Volk' stritten und gegen ‚L' art pour l' art'. Die Früchte der Kulturpolitik dieser 68er sind offensichtlich: Langeweile und Routine."

> »Die Mentalität breiter Bevölkerungskreise ist von Mittelmäßigkeit geprägt«

Der russische Beobachter findet die deutschen Zeitungen „sterbenslangweilig", die hiesigen Filme „öde" und das deutsche Fernsehen „zum Einschlafen". Das Fazit seiner Deutschlandreise: „Der Sieg des Durchschnittsmenschen in der Kultur ist der Sieg der Langeweile. Die Langeweile ist der Tod der Kultur." Was für die Kultur gilt, läßt sich auch auf andere Bereiche übertragen. Die Mentalität breiter Bevölkerungsteile sei ebenfalls von Mittelmäßigkeit geprägt, so die Klage derer, die sich von Deutschlands Wirtschaft und Gesellschaft Dynamik erhoffen.

„Wir erleben das Diktat des Durchschnitts", kritisiert Michael Müller, Geschäftsführer der a & o aftersales & onsite services GmbH in Neuss und Wirtschaftssenator im Bundesverband mittelständische Wirtschaft (BVMW). „Wir leisten uns Scheindebatten über Ausbildungsplatzabgaben, verteuern die Energie, verteufeln zukunftsträchtige Technologien und versuchen, mit pharisäerhaften Patriotismusdebatten den Status quo unseres überteuerten Sozialstaates zu verteidigen. Unsere Hochschullandschaft verlangt nicht nach Juniorprofessoren, sondern nach einer Generalinventur. Wir sitzen auf einer tickenden Zeitbombe und verplempern wertvolle Zeit bei der Umsetzung von überfälligen Reformen. Vor 15 Jahren hätten wir einen wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Aufbruch wagen sollen. Die Euphorie der Einheit war da. Diese Stimmung hätten wir nutzen sollen, um Deutschland in Ost wie West umfassend zu modernisieren. Statt dessen haben wir den Arbeitsmarkt der neuen Länder mit den bürokratischen Auswüchsen der alten Bundesrepublik zubetoniert. Jetzt demonstrieren viele Ostdeutsche gegen Hartz IV, während die Westdeutschen über angeblich undankbare ‚Ossis' klagen", so der mittelständische Unternehmer. Müller wendet sich aber gegen Untergangsstimmungen und hält Pauschalurteile wie die von Sorokin für stark überzogen. Wenn man Unternehmer und Arbeitnehmer von gleichsam sozialistischer Reglementierungswut verschone, würden wie von selbst neue Kräfte frei, die Deutschland wieder nach vorn bringen. In jüngsten politischen Vorhaben wie der Bürgerversicherung sieht Müller Anzeichen, daß sich Mittelmaß wie Mehltau aufs Land legen könnte. „Wenn man alle gleich macht, macht man es niemandem recht. Wir sollten uns an erfolgreichen Gesellschaften ausrichten und nicht längst gescheiterte sozialistische Experimente kopieren", so die Mahnung des Neusser Unternehmers. **Ansgar Lange**

Michels Stammtisch: Geschichtslosigkeit

„Von der schrecklichen Mauer, die Berlin teilte, ist in Deutschlands Hauptstadt so gut wie nichts mehr zu finden", stellte der Stammtisch im Deutschen Haus fest. Ein ins Pflaster eingelassener unauffälliger Metallstreifen solle beim Reichstagsgebäude den früheren Mauerverlauf andeuten. Innerhalb des Gebäudes seien hingegen sorgfältig und aufdringlich die Hinterlassenschaften der Rotarmisten erhalten, die 1945 den Reichstag erstürmten.

Auch von Deutschlands blutiger Zonengrenze sei nur sehr wenig als mahnende Erinnerung und zum Gedächtnis für künftige Generationen übriggelassen worden.

Geschichtslosigkeit allenthalben, meinte der Stammtisch dazu. So werde auch der Palast der Republik, in dem die erste freigewählte Volkskammer der DDR das kommunistische Scheinparlament überwandt und den Beitritt zur Bundesrepublik beschloß, demnächst abgerissen, wie es der Deutsche Bundestag beschlossen habe.

In Bonn wurde schon vor vielen Jahren, als die nordrhein-westfälische Stadt noch Bundeshauptstadt war, der Plenarsaal des Bundestages abgerissen, von dem aus vor einem halben Jahrhundert nach dem Zweiten Weltkrieg Adenauer, Schumacher und Heuß Deutschland in die Freiheit und die Demokratie führten.

In keinem anderen Land wäre eine solche Geschichtslosigkeit möglich, meinte der Stammtisch und schämte sich für die, die solches zu verantworten haben.

Euer Michel

Gedanken zur Zeit:

Ein bißchen Machiavelli schadet nicht

Von Gottfried Loeck

Wonach sollten die Deutschen ihr Verhalten gegenüber anderen Völkern ausrichten? Nach dem kategorischen Imperativ des großen ostpreußischen Philosophen Immanuel Kant (1724–1804), der alle Menschen zu herber Sittlichkeit führen wollte, oder eher nach den schlauen Ratschlägen des Florentiner Machttheoretikers Machiavelli (1469–1527), der die Menschen so nahm, wie sie sind, mit Fähigkeiten und Fehlern? Für den ersten spricht der untadelige Ruf, das idealistische Menschenbild. Sich aber ausschließlich auf ihn zu berufen, verkennt die Wirklichkeit. Außerdem steht ihm der erfahrungsgemäß geringe Erfolg bei Völkern entgegen, denen Habgier, Neid und Mißgunst nach wie vor vorrangige Richtschnur ihres Handelns sind. Der zweite eignet sich aufgrund seines schlechten Leumunds, seines Machtwillens wenig dafür, edle Verhaltensweisen abzustrahlen; bedenkenswert bleiben seine praktischen Erkenntnisse dennoch, weil nicht wenige Nachbarn und Partnerstaaten mit dem „Machiavelli" in der Faust ihr Verhalten gegenüber uns Deutschen auszurichten scheinen. Mit beispielgebender Unschuldsmiene nehmen sie eigene nationale Interessen als selbstverständliche Maxime ihrer Politik wahr. Das Verhältnis zu den Deutschen richten sie nahezu ausschließlich an der Nützlichkeit für sich selbst aus. Von ihnen könnte man lernen ...

Wer aufmerksam die Verhaltensauffälligkeiten unserer neuen „Freunde" beobachtet, merkt schnell, daß sich Frankreich immer noch als Großmacht empfindet, deren nationaler Ruhm ohne Abstriche betont wird, während England unverändert gegen jede Vormacht auf dem Kontinent das Gleichgewicht der Kräfte betreibt. Damit der Wirtschaftskoloß Deutschland nicht beide übertrifft, der einstige Verlierer doch noch zum Sieger wird, hat man Institutionen geschaffen, die Teile der Leistungsfähigkeit kanalisiert abschöpfen. Kleinere direkte Nachbarn wie Dänen oder Niederländer kommen nur selten ohne Erinnerung an die Vergangenheit aus. Wahre Meister der anklagenden Rückbesinnung sind Polen und Tschechen, die es mit Machiavelli meisterlich verstehen, ausschließlich ihre Opferrolle mit wiederkehrenden Inszenierungen zu betonen. An die völkerrechtswidrige Aneignung von fast einem Viertel von Deutschland, an die brutale Vertreibung oder an die vielen „geschenkten" Milliarden zu erinnern, die seit 1945 jenseits der Oder versickert sind, ist unfein wie von den vielen deutschen Zwangsarbeitern im polnischen Okkupationsgebiet bis 1957 zu sprechen, die bisher ohne jedes Anrecht auf Entschädigung oder Beachtung ihres Problems auskommen mußten, weil nicht nur Polen darüber aus gutem Grund nicht spricht, sondern für deutsche Regierungen nur das Leid fremder Zwangsarbeiter zählt. Geschickt inszenierte Ordensverleihungen an Genscher, Kohl, v. Weizsäcker und schließlich Dr. h.c. Schröder, Papstaudienzen, feucht-fröhliche Staatsempfänge und so weiter gaukeln dem politischen Establishment „Friede, Freude, Eierkuchen" vor. Da bleibt für erfahrenes Leid von Deutschen kein Platz mehr.

> Vor allem Polen und Tschechen sehen sich stets nur in der Opferrolle

Deutschland kann trotz mannigfacher Wohltaten nach dem Krieg rundum tun und lassen, was es will; es ist zunächst Gegenstand von Erinnerung, Verdächtigung und Kritik. Lange Zeit haben sich die Deutschen als Zahlmeister für Europa ins Zeug gelegt. Das erweckte den Verdacht, die Deutschen wollten erneut die Vorherrschaft in Europa gewinnen. Als das Geld spürbar knapper floß, weil es ab 1989 galt, zunächst die neuen Bundesländer „aufzupäppeln", wurde die Befürchtung vernehmbar, nur wegen schnöder Eigeninteressen vernachlässige ausgerechnet Deutschland die hehre Idee eines einigen Europa.

Machiavelli hätte es nicht verwerflich gefunden, eine Rolle der eigenen Bedeutung entsprechend zu spielen, seinen Nutzen zu verfolgen und zuerst die Dinge im eigenen Haus in Ordnung zu bringen. Kein Nachbar hätte anders gehandelt. Aber das zeigt eben die Unterschiede. Wenn man die legitimen Wünsche der Deutschen im eigenen nationalen Interesse und im Vertrauen auf die bewährte Bußfertigkeit kritisiert, brauchen die liebeshungrigen Deutschen nicht gleich in Verzweiflung zu geraten.

Wie verquer die Einstellungen zu uns Deutschen verlaufen, haben unter anderem der Vertrag von Maastricht und die Währungsumstellung anschaulich erwiesen. Daß die begehrte D-Mark, die jahrzehntelang Stabilität und Unabhängigkeit sicherte, nicht wenigen der neuen Freunde ein Dorn im Auge war, ist kein Geheimnis. Solche Trümpfe im Köcher zu belassen, wäre für andere Nationen selbstverständlich gewesen. Der befürchtete „Liebesentzug" aber, speziell der Franzosen, wäre aus Selbsterhaltungstrieb nie eingetreten.

Die Deutschen sollten sich auch zukünftig mit der ihnen von ihren Nachbarn und Partnern zugedachten Rolle abfinden. Sich überwiegend im Kriechgang zu bewegen schafft selten verläßliche Freunde. Tüchtigkeit, Fleiß, Disziplin und überschäumende Liebe können bei fehlender Selbstbehauptung auch zur Bürde werden, weil sie dem Irrtum Vorschub leisten, ausschließlich mit Kant auskommen zu können. Mit Schulterklopfen, Schecks und „Party" allein sind Gräben dauerhaft nicht zu überdecken. Der wohlmeinende Ratschlag Machiavellis an Herrscher und Völker, sich besser nur darauf zu verlassen, worüber sie selbst bestimmen können, nicht aber darauf, was in das Belieben anderer gestellt ist, scheint für uns nicht zu gelten. Die Gier nach Anerkennung und „Liebe" macht uns anfällig und unglaubwürdig. ■

Leiden im Verborgenen

Der Freiheitskampf der Uiguren und Tibeter / Von A. Rothacher

Unter Chinas 1,3 Milliarden Einwohnern zählen zehn Prozent zu den nationalen „Minderheiten“, die nicht zur Titularnation der Han-Chinesen gehören. Viele von ihnen haben eine Bevölkerungszahl und ein ursprünglich geschlossenes Siedlungsgebiet, das sie in Europa zu einer mittelgroßen Staatsnation werden ließe. Dazu zählen die Zhuang (16 Millionen), die Manchus (zehn Millionen), die islamisch-chinesischen Hui (neun Millionen), die Uiguren (acht Millionen), die Miao Südchinas (7,5 Millionen), die Yi (6,5 Millionen), die Tujia (5,7 Millionen), die Mongolen der Inneren Mongolei (fünf Millionen) und die Tibeter (4,6 Millionen).

Allen ist gemeinsam, daß sie vom chinesischen Wirtschaftswunder links liegen gelassen werden. Sie leben in bitterer Armut und sind von vielen Berufen und von höherer Bildung, die die vertiefte Kenntnis der chinesichen Schriftsprache voraussetzen, weitgehend ausgeschlossen. Offiziell sind die Minderheiten toleriert, sofern sie in der KP-Diktatur mitschwimmen und die ihnen zugedachte Rolle im Han-Nationalismus als putzige Volkstanzgruppen, Touristenattraktion und ethnische Restaurantbetreiber brav weiterspielen.

Grundsätzlich aber stehen die Minderheitennationen im han-chinesischen Nationalstaat vor der Alternative zwischen Anpassung, ethnischer Selbstaufgabe einerseits oder opfervollem Widerstand und Selbstbehauptung andererseits. Die Manchus und die in den Städten lebenden Inneren Mongolen haben den Weg der Selbstaufgabe gewählt, denn nur die volle Teilhabe am chinesischen Bildungssystem bietet ihnen und ihren Kindern Beschäftigungschancen und ein Entkommen aus Armut und Diskriminierung. Die buddhistischen Tibeter und die islamischen Uiguren, die eine eigenstaatliche Tradition, jahrhundertealte Nationalkulturen und einst geschlossene Siedlungsgebiete weit im Westen des eigentlichen Chinas besitzen, dagegen leisten Widerstand gegen den großchinesischen Kolonialismus. Für ihren unbeugsamen Mut bezahlen sie einen hohen Preis.

Das 1913 formell unabhängig gewordene Gotteskönigreich Tibet wurde 1949/51 von der kommunistischen „Volksbefreiungsarmee“ erobert. Ein Aufstand wurde 1959 mit über 100.000 Toten niedergeschlagen. 200.000 flüchteten mit dem Dalai Lama ins nordindische Exil. Schon in den 50er Jahren wurden in den tibetisch besiedelten Gebieten der Nachbarprovinzen Qinghai, Ganxi und Sichuan, wo die Hälfte der 4,6 Millionen Tibeter wohnen, Äbte und Großgrundbesitzer enteignet und erschossen. Im Kerngebiet des „autonomen“ Tibet begann der rote Terror mit Macht erst nach 1959. Auf dem Höhepunkt der Kulturrevolution (1966-72) wurden alle Klöster, die nicht nur religiöser Lebensmittelpunkt, sondern auch die einzigen Kultur- und Bildungszentren waren, zerstört. Ihre Bibliotheken und Kunstwerke wurden verwüstet und verbrannt. Auch nach der späteren Wiedereröffnung mancher Klöster und ihrer teilweisen Renovierung bleibt die Zahl ihrer Insassen streng begrenzt. Im Kampf gegen die „Dalai-Lama-Clique“ müssen in allen Klöstern seit den 90er Jahren „Demokratische Leitungsausschüsse“ eingerichtet werden, die die Regierungsanweisungen umzusetzen und Höchstzahlen für Mönche und Nonnen zu kontrollieren haben. Die Strafen für „separatistische Aktivitäten“ und die Verehrung des Dalai Lama sind drakonisch. Bis zu 1.000 politische Gefangene sind in Tibet in Haft. Das Entfalten der tibetischen Nationalflagge und das Verteilen von Flugblättern zu Menschenrechtsverletzungen wurde mit sechs bis 19 Jahren Gefängnis geahndet. Doch versucht der atheistische Staat, die Auswahl der reinkarnierten jungen Lamas massiv zu manipulieren. Als 1995 die Wahl des in der tibetischen Hierarchie zweitgereiten Panchen Lama durch die buddhistischen Äbte und die Gesandten des Dalai Lama Peking mißfiel, verhafteten die Machthaber den sechsjährigen Jungen. Als jüngster politischer Häftling soll er an einem unbekannten Ort zu einem „chinesischen Patrioten“ umerzogen werden. Um auf Nummer Sicher zu gehen, ernannten die Kommunisten mittlerweile einen neuen „Panchen Lama“.

Am schrecklichsten ist in Tibet die Praxis der erzwungenen Abtreibungen, die seit 1984 mit wenigen Abstrichen auch den Minderheiten, die zum Übervölkerungsproblem der Han-Chinesen in ihren entlegenen Gebieten kaum beitragen, aufgezwungen wird. Spätestens nach dem zweiten Kind erfolgen Zwangsabtreibungen, Säuglingstötungen im Geburtsvorgang und Zwangssterilisierungen. Bürgermeistern, Parteisekretären, Gesundheitsämtern und Kliniken werden maximale Geburtenzahlen als Quote vorgegeben, deren Überschreiten auch für sie zu Strafen führt. Entsprechend gnadenlos ist die heroische Jagd nach den Ungeborenen und ihren Müttern. Nur in den kaum besiedelten Weidegebieten des Hoch- und Grenzlandes können heimgebährende Schwangere ihren Kindsmördern entkommen.

> Schulunterricht gibt es nur zwei Jahre in der eigenen Sprache

In den frühen 90er Jahren bewährte sich ein gewisser Hu Jintao als Parteisekretär in Lhasa bei der politischen Disziplinierung der starrsinnigen Tibeter. Heute ist er Präsident der Volksrepublik. Für die ruhelosen Westprovinzen erließ Hu 1999 ein weitreichendes Entwicklungsprogramm. Es soll durch öffentlich finanzierte Infrastruktur- und Industrieansiedlungsprogramme die wachsenden Disparitäten zwischen der boomenden Ostküste Chinas und dem zurückbleibenden Westen ausgleichen. Es soll die Öl-, Erdgas- und anderen Rohstoffquellen des unzugänglichen wilden Westens erschließen, die dortigen Eingeborenen befrieden und schließlich China auf einen Waffengang mit Taiwan, der die Ostküste verheeren dürfte, besser vorbereiten. Dazu werden nach Tibet seit geraumer Zeit massiv Bau- und Industriearbeiter, Techniker und Ingenieure aus den Ostprovinzen importiert. Den Tibetern bleiben nur Hilfsarbeiterdienste. Am ehrgeizigsten ist das Eisenbahnprojekt von Golang nach Lhasa, das Tibet ab 2007 an das Bahnnetz der Welt anschließen soll. Bislang gibt es nur geschotterte Hochlandpisten. Doch die Tibeter fürchten in der Folge einen weiteren massiven Schub in der Zuwanderung. Schon jetzt wurden sie durch Zugewanderte in den Städten Lhasa und Shigatse zur Minderheit im eigenen Land. Handel, Industrie, Verwaltung und Schulen werden von Chinesen kontrolliert. Der Unterricht auf Tibetisch hört nach dem zweiten Schuljahr auf. Je schneller die rückständigen, dem sozialistischen Staatskapitalismus abholden Tibeter sinisiert sind, desto besser für sie und für Chinas Sicherheit, so die kaum länger verbrämte Entwicklungsdoktrin Pekings.



Kindheit hinter Gittern: *Uigurische Waisenkinder haben im kommunistischen China keine guten Aussichten – wie ihr Volk.* pa

In seinem Exil im indischen Himalayavorland gibt sich der 69jährige Dalai Lama versöhnlich. Seit 1988 verlangt er nur noch die Autonomie Tibets statt der Unabhängigkeit und setzt im Lichte der buddhistischen Lehre auf strikte Gewaltfreiheit. Er hofft, China gesprächsbereit zu machen und ein von allen Gläubigen ersehntes Rückkehrrecht nach Tibet zu erreichen. Peking jedoch denunziert ihn weiter als landesverräterischen Spalter, erhöht die Repression, verweigert jeden Dialog und versucht, Chinas wachsende Macht zur diplomatischen Isolation des Dalai Lama einzusetzen. Auch in Europa und in Indien wird der Aktionsradius des Friedensnobelpreisträgers zunehmend eingeengt. Nicht alle Tibeter sind mit dem unerwiderten Friedenskurs ihres geistigen Oberhaupts einverstanden. Der 13.000 Mitglieder starke Tibetische Jugendkongreß (TYC) bildet seine Kader schon seit Jahren militärisch aus und führt Aufklärungsaufträge für den indischen Geheimdienst in Tibet aus. Dort unterhält er im Untergrund bewaffnete Zellen und ist nach eigenen Verlautbarungen zum richtigen Zeitpunkt – nach dem Ableben des Dalai Lama? – zum Losschlagen bereit.

Nördlich von Tibet schließt sich Xinjiang („Neue Grenze“) als zweite große Westprovinz des heutigen China an. Sie wird von Wüsten Oasen sowie den Karawanenwegen der alten Seidenstraße geprägt. Xinjiang wird von acht Millionen Uiguren und einer Million Kasachen bewohnt, und seit in den 90er Jahren die Siedlungsprogramme massiv einsetzten, auch von zwölf Millionen Chinesen. Ähnlich wie Tibet war Xinjiang jahrhundertelang unabhängig oder in einem losen Tributsverhältnis zum chinesischen Kaiser autonom gewesen.

Xinjiang macht heute ein Sechstel des chinesischen Territoriums aus. Seine strategische und wirtschaftliche Bedeutung ist angesichts seiner reichen kaum erschlossenen Vorkommen an Öl, Erdgas, Kupfer, Gold und Kohle unvergleichlich wichtiger als die des unwirtlichen tibetischen Hochlandes. Ursprünglich wurde die chinesische Besiedlung Xinjiangs in den 50er Jahren durch Ketten von Arbeitslagern (laogai) vorangetrieben, in denen Millionen von politisch und sozial mißliebigen Zwangsarbeitern Staatsgüter, Bergwerke und den Kanal-, Straßen- und Eisenbahnbau betreiben mußten. Wie in Stalins GUlag wurden die meisten zu Tode gearbeitet. So führen jetzt Eisenbahn- und Autobahnstrecken entlang der Taklamakan-Wüste bis nach Kaschgar an der entlegenen Westgrenze zu Tadschikistan. Militärtransporte können so beschleunigt bewegt werden. Als größtes Projekt des „Großen Westentwicklungsplans“ wird seit 1999 eine 4.000 Kilometer lange Gasfernleitung vom Fördergebiet im Tarim-Becken bis nach Schanghai an der Ostküste gebaut. Wie bei allen Großprojekten des Westentwicklungsplans ist ihre Rentabilität unklar.

Doch ihre strategische Logik ist einleuchtend: Die Ausbeutung der Rohstoffe des Westens zugunsten der Metropolen des Ostens, militärische Kontrolle und Neuansiedlung von jährlich 250.000 Chinesen. Die alteingesessenen Uiguren und die chinesischen Neusiedler leben unverbundene Paralellexistenzen. Uiguren haben am Westentwicklungsprogramm wie alle nicht-chinesischen Volksgruppen keinen Anteil. Auf die Idee, die Sprache der Minderheiten zu lernen, ist außer bei der Staatssicherheit noch kein Chinese verfallen.

Der antikoloniale Widerstand der sonst friedlichen und toleranten Uiguren, eines Turkvolkes, das aufgrund der Wechselfälle als historisches Durchgangsland genetisch zur Hälfte indo-europäischen Ursprungs ist, erhielt durch die Unabhängigkeit der benachbarten Brudervölker der Kasachen, Kirgisen und Turkmenen 1991 neuen Auftrieb. Die Führung in Peking reagierte mit einer Verschärfung der Geburtenkontrollen, mit Repression und vermehrten Siedlungsprogrammen. Die Feindschaft der atheistischen KP gegenüber dem Islam, den sie für eine besonders rückschrittliche Variante des Aberglaubens hält, tritt offen zu Tage. Jugendlichen unter 18 ist jegliche Religionsausübung untersagt. Schüler, Studenten und Staatsbedienstete dürfen sich weder an die islamischen Fasten- und Gebetsregeln halten noch Moscheen besuchen. Der Gottesdienst der Moscheen wird unter allen möglichen Vorwänden eingeschränkt, ebenso wie Gebetsrufe des Muezzin. Häufig werden sie bei Stadterneuerungen abgerissen, so wie der Vorplatz der Idkah-Moschee in Kaschgar, der als Mekka von Xinjiang galt und im September 2003 einem Einkaufszentrum weichen mußte.

Der nationale Widerstand der Uiguren wurde von Anfang an kriminalisiert und soll mit Brachialgewalt gebrochen werden. Unruhen beginnen meist spontan als Ausbruch des Volkszorns nach brutalen Übergriffen der „Volkspolizei“ bei den allnächtlichen Razzien. Dann versucht eine Menschenmenge die Polizeireviere zu stürmen und Gefangene zu befreien. Dabei werden häufig auch chinesische Geschäfte und Parteilokale angezündet. Einige Stunden später kommt der Gegenschlag mit massivem Militäreinsatz gegen die Zivilbevölkerung. Hunderte von Toten auf Seiten der Aufständischen und tausende von Verhaftungen sind die Folge. Sie erwartet ausnahmslos Folter, jahrelange Lagerhaft, es gibt Dutzende öffentlicher Hinrichtungen oder angebliche Rädelsführer verschwinden einfach spurlos. Gelegentlich explodieren auch mysteriöse Sprengstoffpakete in Bussen der Städte. Vor dem 11. September wurde dies Kriminellen zur Last gelegt. Danach sind es ausnahmslos „islamistische Terroristen“, denen Schauprozesse, öffentliche Geständnisse und die Hinrichtung der üblichen Verdächtigen folgen. Fast täglich werden in Xinjiang ein bis drei Hinrichtungen bekanntgegeben. Meist sind die Delikte politisch. Nur sehr selten werden kriminelle Chinesen zum Tode verurteilt. Angehörige von Polizei und Militär werden stets begnadigt. Der Präsident der Ostturkmenistan-Stiftung in Ankara, Mehmet Riza Bekim, ein pensionierter türkischer General uigurischer Herkunft, meint: „China weiß genau, was die Welt haßt. Sie versuchen die Uiguren als Kämpfer für den Islam darzustellen. Doch die Uiguren wollen einen demokratischen laizistischen Staat.“

Die chinesische Taktik scheint aufzugehen. Im September 2002 wurden die Ostturkestanische Islamische Bewegung (Etim) und die Ostturkestan Partei auf chinesischen Druck von der Uno zur terroristischen Vereinigungen deklariert. Ohne die Spur eines Beweises plapperte Richard Armitage, US-Vizeaußenminister, die chinesische Propagandalinie nach, die Bewegung habe sich terroristischer Gewaltakte schuldig gemacht und kündigte die Beschlagnahme ihrer Guthaben an. Die chinesische Neutralität im US-Krieg gegen den Irak war offenkundig wichtiger. Bis zu 300 junge Uiguren sollen in Al-Qaida-Lagern ausgebildet worden sein. Eine Handvoll wurden in Afghanistan, Tschetschenien und Pakistan gefangengenommen und nach der Auslieferung an China sofort erschossen.

Das uigurische Exil leidet unter dem Fehlen eines unbestrittenen charismatischen Führers. Statt dessen bemüht sich die chinesische Staatssicherheit um Infiltration und Liquidierung der Exilanten, zumal Peking von der Angst um ein pantürkisches Erwachen der Turkvölker beherrscht wird. Sie bilden laut Turgut Özal, des einstigen türkischen Premiers, eine türkische Sphäre von der Adria bis zur chinesischen Mauer. Özal versprach den Uiguren die Solidarität der Türkei bei der Befreiung ihrer Heimat. Entsprechend stark ist der wirtschaftliche und politische Druck Chinas und der Einsatz von Schmiergeldern, um die Unterdrückung uigurischer Organisationen und die Auslieferung von Flüchtlingen aus Rußland und den zentralasiatischen Nachbarstaaten – allein in Kasachstan leben 250.000 Uiguren im Exil – zu erreichen. Ihnen droht nach der Auslieferung Verhaftung, Folter, Lagerhaft oder der Tod. Heute sind die Zentren des uigurischen Widerstands in sicherer Entfernung in Ankara, Istanbul und München. Doch wie in Tibet ist angesichts ständiger Blutopfer und des Überfremdungsdrucks die Geduld vieler Uiguren am Ende. Ein chinesischer Angriff auf Taiwan gilt als Signal zum Losschlagen. Obwohl ein Aufstand die Rohstoffversorgung Ostchinas empfindlich treffen würde, erscheinen die Machtverhältnisse jedoch als zu eindeutig, um Aussicht auf Erfolg zu haben. Realistischer ist ein anderes Szenario: das wahrscheinlich in Bälde bevorstehende Versiegen der Wasserversorgung für die rücksichtslos ausgedehnten Städte in den Oasen des Wüstenlandes, das der Zuwanderung der Chinesen ein jähes Ende bereiten dürfte. Als Erkin Alpekin kürzlich die USA besuchte, wurde er von der chinesischen Botschaft, wie zu erwarten, als Terrorist denunziert. In Wahrheit aber sprach er sich vor Kongreßabgeordneten für den Erhalt der Sprache, Kultur und völkischen Identität der Uiguren aus, um die nächsten 50 Jahre zu überleben. ■

Spanien auf Kuschelkurs

José Luis Rodriguez Zapatero führt sein Land zurück ins »alte Europa«

Die Rückkehr Spaniens ins „Herz Europas" kann durchweg als gelungene Inszenierung gefeiert werden. Spaniens Regierungschef hatte sich auch viel Mühe beim ersten Dreiertreffen mit dem französischen Präsidenten Jacques Chirac und Gerhard Schröder im Madrider Moncloa-Palast gegeben. Schließlich wollte er eines seiner wichtigsten Wahlversprechen, sich nämlich Europa wieder anzunähern, symbolisch in Szene setzen, zumal er wußte wie sehr seine Landsleute von der zu einseitig Richtung USA orientierten Politik seines Amtsvorgängers José Maria Aznar abgestoßen waren. Obwohl Spaniens Bevölkerung innerhalb Europas die meisten Irakkriegsgegner verzeichnete, hatte Aznar rücksichtslos über die Wünsche seiner Wähler hinweg gehandelt. Als dann auch noch das Terrorattentat vom 11. März in Madrid mit 191 Toten die Spanier erschütterte, hatte Aznar bei der Wahl im Frühjahr die denkbar schlechtesten Voraussetzungen.

Inzwischen hat Zapatero eine radikale außenpolitische Kehrtwendung vollzogen, die am deutlichsten durch den schnellen Abzug der 1.300 im Irak stationierten spanischen Soldaten wird. Das Dreiertreffen sollte nun einen weiteren wichtigen Schritt in seiner neuen Außenpolitik markieren. José Luis Rodriguez Zapateros Worte, in denen er sich unter anderem als „leidenschaftlicher Europäer" bekannte, gingen dann auch durchweg zu Herzen und wurden nur von einem Zitat seines Außenministers Miguel Angel Morations aus dem Kinoklassiker „Cassablanca": „Das ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft" an Schmalzigkeit überboten. Worten „das alte Europa ist wie neu" zurück in ihre Mitte. Dies veranlaßte nun wiederum Chirac zu einer theatralischen Äußerung bezüglich des Desasters im Irak: „Die Büchse der Pandora ist geöffnet, und nun können wir sie nicht mehr





Gelungene Inszenierung: *Schröder, Zapatero und Chirac beteuern Einigkeit.* Foto: Reuters

schließen." Schröder gab sich bei so viel formvollendeten Worten offenbar eher schweigsam. Erst als es um die Zukunft der EU ging, betonte er, daß er hinsichtlich der anstehenden Ratifizierungen der EU-Verfassung in allen Mitgliedsstaaten der Europäischen Union ganz zuversichtlich sei.

Schröder und Chirac störten die Übertreibungen der Spanier allerdings wenig, fühlten sie sich doch in ihrer Politik bestätigt, denn während Spanien sich unter Zapateros Vorgänger Aznar schließlich noch im Kampf gegen Bush's Terror auf die Seiten der „Kreuzritter" geschlagen hatte und Frankreich und Deutschland sich von dem US-amerikanischen Verteidigungsminister als „altes Europa" beschimpfen lassen mußten, trat nun der neue spanische Ministerpräsident mit den

Hierzu gibt ihm jedenfalls Spaniens Ministerpräsident Anlaß, da dieser sich auch hier um 180 Grad von der Politik seines Vorgängers unterscheidet. Aznar war neben dem damaligen polnischen Regierungschef Leszek Miller der stärkste Gegner eines neuen Abstimmungsmodus innerhalb der EU. Zapatero hingegen hat das etwas einfachere, Spanien benachteiligende Abstimmungsverfahren akzeptiert. Der von ihm mitgetragene Entwurf der EU-Verfassung soll nun sogar Ende Februar 2005 als erstes den Spaniern in einer Volksabstimmung vorgelegt werden.

Chirac wie Schröder freuen sich, über den eifrigen Europäer Zapatero und fühlen sich von Äußerungen wie: „... das heißt nicht, daß wir uns Frankreich und Deutschland unterordnen" nicht bedroht. Auch die Aussage des spanischen Außenministers, man werde Spaniens Interessen „mit Phantasie und Solidarität verteidigen", weckten noch keine Bedenken über die Dauer der neuen „wunderbaren Freundschaft".

Wie fest diese neuen Bande wirklich sind, werden die bald anstehenden Verteilungskämpfe um die EU-Fördergelder bald zeigen, denn schließlich ist Spanien derzeit noch das größte Nettoempfängerland, das jedoch bei der EU-Haushaltsplanung zugunsten der neuen Mitglieder Verzicht üben muß, während Deutschland und Frankreich die größten Nettozahler stellen, die aufgrund angespannter heimischer Haushaltslagen ihre Beiträge senken möchten. **R. Bellano**

Arafat am Ende?

Immer mehr Palästinenser wagen es, den PLO-Chef zu kritisieren und Reformen zu fordern

Im Juni gingen Bilder junger rebellierender Palästinenser um die Welt, doch sie richteten ihren Protest diesmal ausnahmsweise nicht gegen Israel, sondern gegen den PLO-Chef Arafat, der seinen Cousin Musa selbstherrlich zum obersten Polizeichef des Gaza-Streifens ernannt hatte. Arafat lenkte ein, doch die Debatte über Korruption innerhalb der Palästinenserorganisation war eröffnet und Arafat mußte erleben, daß er nicht mehr genügend Macht besitzt, um seine Kritiker einzuschüchtern.

„Es gibt ein Bedürfnis nach einer Regierung, die fähig ist, die Herausforderungen anzunehmen, mit denen unser Volk konfrontiert ist", heißt es in einem Parlamentsbericht. Und die Lage in der Region ist tatsächlich besorgniserregend. In Gaza-Stadt gibt es beispielsweise seit sechs Wochen kein fließendes Wasser mehr, angeblich würden bewaffnete Banden das Wasser umleiten. Arafats Truppen können offenbar nicht mehr für Ordnung im Land sorgen. Reformen und Vorschläge werden jedoch von Arafat sofort unterbunden. Bisher hat der PLO-Chef Bürgermeister und Stadträte selbst ernannt, jetzt fordert das Volk zumindest Kommunalwahlen. Diese sollen voraussichtlich Anfang Dezember stattfindet, doch ob Arafat diese Beschneidung seiner Macht wirklich akzeptiert, wird bezweifelt. Derzeit bemüht er sich um neue und vor allem jüngere Verbündete. Seine Gegner jedoch fühlen, daß ihre Stunde naht, da schon seit Wochen kein Kritiker mehr mit Konsequenzen rechnen mußte. Noch vor wenigen Wochen ließ Arafat Gegner festnehmen oder auch eines „unnatürlichen Todes" sterben. **R. B.**

EU-Konstrukt »Solania«

Im Europäischen Forum Alpach war die EU-Balkanpolitik Hauptthema / Von R. G. Kerschhofer

In dem Tiroler Bergdorf Alpbach tagt jeweils im Spätsommer das Europäische Forum Alpbach als ein Diskussionsforum renommierter Wissenschaftler und Politiker aus Europa und Übersee. Wie böse Zungen sagen, mischen sich dort Politiker unter die gescheiten Leute, um einen intellektuellen Glorienschein zu erlangen, und die gescheiten Leute geben sich mit Politikern ab, um daheim ihren Subventionsforderungen mehr Nachdruck verleihen zu können. Doch Tatsache bleibt, daß manche der in Alpach behandelten Themen und Argumente ihren Weg in die Politik finden.

> Wissenschaftler wie Politiker gaben erstmals Fehleinschätzungen zu

Beim diesjährigen Treffen gab es eine Überraschung: Trotz aller politischen Korrektheit wagte man es mit ungeahnter Einhelligkeit, die europäische Balkanpolitik als gescheitert zu bezeichnen. Sogar der Präsident des Forums, der frühere Vizekanzler und ÖVP-Chef Erhard Busek, der als ausgewiesener Multikulturalist wesentlich zum Niedergang seiner Partei beigetragen hatte und nun als „Vorsitzender des Instituts für den Donauraum und Mitteleuropa", als „Koordinator der südosteuropäischen Kooperationsinitiative"„ und als „Sonderkoordinator des Stabilitätspakts für Südosteuropa" sein Multitalent beweist, stimmte in den Chor ein.

Weniger einig war man sich bei den Alternativen – oder zumindest konnte man nicht noch mehr gegen die politische Korrektheit verstoßen, denn schließlich will man auch nächstes Jahr wieder eingeladen werden. Ja, die von Javier Solana dem Kosovo verordnete und besonders vom Schröder-Intimus Michael Steiner verfochtene Doktrin „Standard vor Status" sei falsch. Und gewiß, die ebenfalls auf Betreiben Solanas von der EU angeordnete Zwangsheirat von Serbien und Montenegro sei unproduktiv – die montenegrinische Außenministerin Djurovic unterstrich, daß alle Energie mit sinn- und ergebnislosen Koordinations-Sitzungen vergeudet werde.

Aber eine „Scheidung" zulassen, eine Trennung des Konstrukts, das die Montenegriner spöttisch „Solania" nennen? Das könnte doch Schule machen, und wohin dann mit den gutbezahlten Hochkommissaren, Koordinatoren, Experten, Friedenstruppen und Polizisten, die am Balkan und überall auf der Welt irgendwelche Kunstgebilde zusammenhalten? Eine Teilung des Kosovo wurde zwar „angedacht" – aber auch gleich wieder abgeblockt mit der Begründung, der albanische Teil sei als Staat kaum lebensfähig. Nur muß es ein eigener Staat sein? Wäre es nicht besser und billiger, alle albanischen Gebiete in einem einzigen Staat zusammenzufassen – und dorthin dann auch die anderswo in Europa überzähligen Albaner zu repatriieren? Solche Gedanken sind natürlich nicht Alpbach-tauglich.

> Die »Zwangsheirat« von Montenegro und Serbien war ein Fehler

Mittlerweile driften auch in Brüssel die Meinungen auseinander, wobei insbesondere EU-Außenkommissar Chris Patton die bisherige Balkanpolitik attackiert. Doch geht es ihm um den Balkan? Oder ist es eher die Rivalität mit Solana, der – falls die EU-Verfassung zustande kommt – als Super-Außenminister gleich mehrere EU-Kommissare zu Statisten degradieren wird? An der Person des „Sozialisten" Solana zeigt sich übrigens auch recht deutlich, daß marxistische und neoliberale Internationalisten am gleichen Strang ziehen – zum Schaden der Völker. In niederen Rängen tun sie zwar spinnefeind, aber mit höheren Graden der Erleuchtung sind sie nicht mehr unterscheidbar. ■

Bischof Krenn abgesetzt?

Alle wissen es und alle berichten darüber: „Bischof Krenn abgesetzt", „Krenn vom Vatikan aus gesundheitlichen Gründen zum Rücktritt gezwungen", „Rücktrittsgesuch des Bischofs vom Vatikan angenommen" und dergleichen mehr. Von offizieller Seite aber war über das weitere Schicksal des St. Pöltener Diözesanbischofs bisher noch nichts zu erfahren, zumindest nicht bis Redaktionsschluß. Fest steht, daß Krenn bei seinem jüngsten Vatikanbesuch nicht von Papst Johannnes Paul II., sondern nur vom zuständigen Kurienkardinal empfangen wurde und daß er bei seiner Rückkehr die Frage nach seiner Zukunft damit beantwortete, die kenne nur der Papst. Fest steht andererseits auch, daß Krenn seine Aufsichtspflichten hinsichtlich des Priesterseminars St. Pölten vernachlässigt hat – und daß er seit seinem Amtsantritt das Feindbild aller „fortschrittlichen Kräfte" innerhalb und außerhalb der Kirche war. Der Vatikan kann nun zwar „populistisch" reagieren, steckt dabei aber in einem protokollarischen Dilemma, denn Krenn ist Präsident der „Kaiser-Karl-Gebetsliga", welche die Seligsprechung des Vaters von Otto von Habsburg betrieben hat. Krenn von der für 3. Oktober anberaumten Zeremonie auszuschließen, würde allen bisherigen Gepflogenheiten widersprechen und damit auch traditionalistische Kreise vor den Kopf stoßen. **RGK**

Mädchen, bitte!

Mehr Mädchen soll Chinas in Geschlechter-Ungleichgewicht geratene Bevölkerung nach dem Willen der Regierung in die Welt setzen. Die Einführung der Ein-Kind-Politik 1981 hatte zur Tötung und Abtreibung von schätzungsweise 100 Millionen Mädchen geführt, die nun in Chinas jüngerer Generation fehlen: Es herrscht Jungenüberschuß. Da chinesische Eltern in der Regel nur ein Kind „legal" bekommen dürfen, entschieden sie sich bisher meist für männliche Nachkommen. Eltern sollen nun Geld bekommen, wenn sie Mädchen nicht abtreiben. Statt die Mädchen im Mutterleib zu töten oder nach der Geburt ertränken zu lassen, will China nun sogar kein Schulgeld mehr von ihren Eltern fordern. In ländlichen Gebieten ist allerdings das traditionelle Bild von der Höherwertigkeit des Mannes und seiner besseren Arbeitskraft noch tief verwurzelt. Eine rasche Änderung des Geschlechterverhältnisses ist daher nicht zu erwarten. **A.S.**

Mehr als eine Geste

Zum ersten Mal seit 1975 hat ein US-Präsident eine diplomatische Vertretung Moskaus in den USA besucht. In der russischen Botschaft in Washington bekundete George W. Bush am 12. September sein Mitgefühl mit den Opfern des Terroranschlages und der Geiselnahme von Beslan im Kaukasus. Zugleich betonte Bush, der Anti-Terrorkampf beider Länder schweiße die einstigen Feinde USA und Rußland nur noch enger zusammen: „Um den Terrorismus zu besiegen, stehen wir Seite an Seite, um diese Welt friedlicher zu machen", sagte er. Der Präsident trug sich demonstrativ in das Kondolenzbuch für die nach russischen Angaben 339 Opfer ein. Rußlands Verteidigungsminister Sergej Iwanow festigte am gleichen Tag im russischen Fernsehen den Schulterschluß: Beide Seiten sprächen in der Terrorbekämpfung dieselbe Sprache. In Moskau wurden derweil 20 tschetschenische Bauarbeiter verhaftet, die an einem Schulbau gearbeitet hatten. Ihnen wird vorgeworfen, daß sie ähnlich der Attentäter von Beslan zur Vorbereitung eines Anschlages vorzeitig Bomben in den Schulgebäuden untergebracht hätten. **SV**

Am Computer auf Verbrecherjagd

Die Beamten des Zolls müssen sich in Zeiten steigenden Warenverkehrs und Personalkürzungen auf ihren Instinkt verlassen

Während sowohl die Bundesregierung als auch die führenden Wirtschaftsinstitute noch keine genauen Angaben über die Auswirkungen der EU-Osterweiterung machen wollen oder können, kann Herbert Kleine aus Kiel bereits über die direkten Folgen auf sein Berufsleben berichten.

Herbert Kleine ist einer der Zollbeamten, deren Arbeitsplätze mit der Erweiterung der Europäischen Union überflüssig wurden, denn da die EU ein einheitlicher Handelsraum ist, in dem alle Waren frei verkehren, verschoben sich mit den EU-Außengrenzen auch die Zollgrenzen Richtung Osten. Während etwa 7.000 seiner Kollegen vor allem aus den neuen Ländern seit dem 1. Mai im Kampf gegen die Schwarzarbeit eingesetzt werden, wurde Herbert Kleine bis auf weiteres dem Zoll Hamburg „ausgeliehen". Sein Einsatzort ist derzeit die Zollstation am Windhukkai mitten im Hafen der Hansestadt.

Da die Abfertigungen am Hamburger Hafen in diesem Jahr im zweistelligen Prozentbereich zugenommen haben, benötigen die Hamburger auch dringend Unterstützung. „Wir platzen aus allen Nähten", beschreibt der Leiter der Abfertigungsstelle Windhukkai Diekmann die derzeitige Situation. Wenn er so sieht, was an Waren in Hamburg ankommt, mag er gar nicht glauben, daß die deutsche Binnennachfrage schwächeln soll, denn auch wenn zahlreiche der in Hamburg an Land gebrachten Waren per Lkw, Bahn oder Flugzeug in andere Länder weitertransportiert werden, so erklärt das noch lange nicht die großen Steigerungsraten.

Über sieben Millionen Container werden im Hamburger Hafen abgefertigt. 60 Prozent aller Schiffe kommen derzeit aus China. Die Waren werden allerdings nicht immer gleich weitertransportiert, sondern werden erst einmal zollfrei in den bereitstehenden Lagerhäusern deponiert. Erst wenn die Waren weitertransportiert werden, tritt der Zoll in Aktion.

Seit mehr als 5.000 Jahren werden in allen Epochen und Kulturen Zölle und Verbrauchssteuern zur Sicherung von Staatseinnahmen und zur Steuerung von Warenströmen erhoben. Die Zolleinnahmen auf dem Gebiet der EU fließen inzwischen alle direkt nach Brüssel in den gemeinsamen EU-Haushalt, der sich zu 12,5 Prozent durch diese Einnahmen finanziert. Allein in Deutschland wurden so beispielsweise im Jahr 2002 2,9 Milliarden Euro Zolleinnahmen für den EU-Haushalt eingenommen. Hiernach ist es egal, wo beispielsweise ein japanischer Autoimporteur seine Produkte innerhalb der EU anliefert. Er zahlt nur einmal Zoll, ohne daß er dabei einen bestimmten Standort zollmäßig gesehen finanziell bevorzugt oder benachteiligt. Dabei trägt die deutsche Zollverwaltung allerdings nicht nur die Verantwortung für die korrekte Abführung von Zöllen, sondern auch von Verbrauchssteuern auf Bier, Branntwein, andere alkoholische Getränke, Kaffee, Mineralöl und Tabak sowie Einfuhrumsatzsteuern an den Bund.

Doch die Aufgaben der Zollbeamten sind viel komplexer, denn der Zoll trägt auch zum Kampf gegen die organisierte Kriminalität bei. Vom Drogenhandel über Produktpiraterie und Schmuggel bis hin zur Geldwäsche und illegalen Finanzströmen sowie Verstößen gegen internationale Artenschutzabkommen. Dies ist jedoch keineswegs sonderlich einfach, wenn täglich etwa 1.200 Zollanmeldungen allein in der Abfertigungsstelle Windhukkai eingehen, die von knapp 40 Mitarbeitern bearbeitet werden. Zeit für Kontrollen bleibt da wenig.

Dem Lkw-Fahrer, der Herbert Kleine ein Formular vorlegt, welches besagt, daß sich in seinem Wagen 450 Kisten Damenmäntel aus China für Peek & Cloppenburg in Duisburg befänden, vertraut der Zollbeamte blind. Er hat gar nicht die Zeit, jeden Lastwagen auf seinen Inhalt hin zu überprüfen. Allerdings muß jeder Fahrer damit rechnen, daß sein Fahrzeug jederzeit stichprobenartig inspiziert wird. Trotz allem findet der Großteil der Arbeit der Zollbeamten am Windhukkai am Computer statt. Hier hat immerhin das automatisierte Tarif- und lokale Zollabwicklungssystem (ATLAS), ihnen in den letzten Jahren die Arbeit etwas erleichtert. 84 Prozent der Wirtschaftsteilnehmer schicken dem Zoll jetzt schon alle Angaben über dieses Computersystem, so daß sehr viel der täglichen Arbeit nahezu papierlos läuft. Dies hat jedoch zur Folge, daß die Beamten ganz genau auf merkwürdige Angaben achten müssen, da sie keine direkten Kontrollmöglichkeiten anhand der Rechnungen und Belege haben.



Haschischfund im Wert von 70.000 Euro: *In Zeiten von international anwachsendem Verkehr sind nur noch stichprobenartige Kontrollen möglich.* Foto: Zoll

Nur wenige Tage zuvor wurde einer von Herbert Kleines Kollegen stutzig, als er las, daß ein Lkw mit Fotoalben und Muscheln aus China beladen sein sollte. Er ließ sich die Ware zeigen und entdeckte artengeschützte Korallen, die er sofort beschlagnahmte. Auch ein angeblich nur mit Fruchtsäften aus Afrika beladener Transporter schien ihm einer Überprüfung wert. Zu recht, denn die darin enthalten Kisten mit alkoholischen Getränken hatte der Händler „vergessen" anzuführen und somit die fällige Alkoholsteuer zu umgehen versucht. Auch über die angebliche „Weihnachtsdeko" zu einer unpassenden Jahreszeit wunderte sich der Kollege so sehr, daß er eine Durchsuchung vornehmen ließ, die statt Weihnachtsmännern lizenzgeschützte „Harry Potter"-Figuren zu Tage brachte.

Es sind aber nicht nur „kleine Fische", die den Hamburger Zollbeamten ins Netz gehen. Gerade der Einsatz von Containerscannern bringt manches Verbrechen ans Licht. So bestand die Lieferung eines Schiffes aus Kolumbien keineswegs nur aus Autos. Eine Durchleuchtung der Wagen ergab, daß sich in deren Verkleidung besonders wertvolles „weißes Pulver" befand. Ein großer Erfolg der Zollbeamten im Kampf gegen die Drogenmafia.

Doch es steht außer Zweifel, daß bei den nur hin und wieder stattfindenden Kontrollen, so mancher auf Risiko setzt und Waren ins Land bringt, deren Einfuhr verboten ist, weil sie beispielsweise nicht den europäischen Normen und Gesundheitsbestimmungen entsprechen. Der Zoll kann nur verhindern, daß diese Machenschaften überhandnehmen und die bei Stichproben erwischten Täter bestraft werden. In Zeiten der Globalisierung, wo Waren schnell von A nach B sollen, sind übermäßige Kontrollen nicht erwünscht und mit der ausgedünnten Personaldecke sowieso nicht machbar.

Herbert Kleine wirft einen kurzen Blick auf die vier Fässer auf der Ladefläche eines Kleintransporters. „Weißes Pulver", fragt er schalkhaft. „Ja, irgendeine Chemikalie. Soll zum Flughafen weiter." Herbert Kleine vertraut abermals, reicht dem Fahrer die nötigen Papiere und ruft den nächsten Kunden auf. **Rebecca Bellano**

EU-Zollpolitik:

Die EU gehört heute mit Ausnahmen wie dem Landwirtschaftsbereich zu den Niedrigzollregionen der Welt. Die Zölle der EU für gewerbliche Waren liegen im Durchschnitt bei vier Prozent. Allerdings gewährt die EU auch oft Zollsenkungen oder gar zollfreien Zugang für Waren aus Nachbarländern sowie aus Entwicklungs- und Schwellenländern. Dies betrifft die übrigen Länder des Europäischen Wirtschaftsraumes (Island, Liechtenstein und Norwegen), die Schweiz, die ehemaligen britischen, französischen und portugiesischen Kolonien in Afrika, im karibischen Raum und im Pazifischen Ozean sowie Länder im Mittelmeerraum. Besondere Regeln gelten für die Beitrittkandidaten Bulgarien, Rumänien und die Türkei. Da es Absicht der Welthandelsorganisation (WTO) ist, den internationalen Handel vor allem durch den Abbau von Zöllen und sonstigen Handelsbeschränkungen zu erleichtern, werden die Bestimmungen der EU in regelmäßigen Abständen neu überdacht. Da die EU einerseits im Rahmen der Globalisierung mit gutem Beispiel vorangehen, andererseits aber auch den europäischen Markt vor Billigkonkurrenz aus anderen Teilen der Welt schützen will, kommt es hier regelmäßig zu langwierigen Diskussionen. Inzwischen wird der Zollsatz „Null" offiziell als politisches Fernziel angestrebt. Da jedoch insbesondere die französische Landwirtschaft kaum international konkurrenzfähig ist und wohl kaum ein französischer Präsident einen Konflikt mit den heimischen Landwirten heraufbeschwören wird, ist mit einem Erreichen des offiziellen Zieles in absehbarer Zeit kaum zu rechnen. ■

Aufgaben des Zolls:

– Erhebung von Zöllen, Verbrauchs- und Einfuhrumsatzsteuern

– Verhinderung und Aufdeckung organisierter und oft international verzweigter Verbrechen

– Unterbindung der illegalen Einfuhr von Zigaretten, Alkohol, Waffen, Drogen oder vom Aussterben bedrohter Tiere und Pflanzen

– Fahndung nach Lebensmitteln und Gegenständen, die nicht den geltenden europäischen Gesundheits- und Rechtsvorschriften entsprechen

– Verhinderung von Schmuggel und Markenpiraterie

– Kontrolle der Einhaltung von Einfuhrbeschränkungen bei Getreide, Zucker, Milch, Rindfleisch und anderen landwirtschaftlichen Produkten, bei denen die heimische Industrie nicht wettbewerbsfähig ist.

Autorität und Mentor

Eine Ausstellung in Barth würdigt Schinkel und seine Schüler



Der Leuchtturm zu Arkona: *Dieser Bau wird auch Schinkel zugeschrieben, obwohl nur eine Zeichnung seine Signatur trägt.*

Foto: Stahlstich Rosmäsler, 1835; Katalog



Der Architekt ist seinem Begriff nach der Veredler aller menschlichen Verhältnisse. Er muß in seinem Wirkungskreise die gesamte schöne Kunst umfassen. Plastik, Malerei und die Kunst der Raumverhältnisse nach Bedingungen des sittlichen und vernunftgemäßen Lebens des Menschen schmelzen bei ihm zu einer Kunst zusammen." Der dies sagte, gehört zu den Großen des 19. Jahrhunderts und gilt als universaler Geist einer Kunstepoche, hat er doch nicht nur profane und sakrale Bauten entworfen, Bilder gemalt und sich um die Erhaltung bedeutender Baudenkmäler wie etwa der Marienburg bemüht, sondern auch Bühnendekorationen gestaltet und gar Möbel geschaffen: Karl Friedrich Schinkel (1781–1841), der Schöpfer des preußischen Stils. Der Berliner Kunsthistoriker Prof. Dr. Helmut Börsch-Supan stellte einmal die Besonderheit Schinkels heraus, indem er sagte: „Bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit, die Schinkel nachgerühmt wird, hatte sein Bestreben, durch die Lieferung von Entwürfen für die mannigfaltigsten sich in Kunst und Kunstgewerbe stellenden Aufgaben gestaltend auf die Umwelt einzuwirken, jedoch auch einen autokratischen Zug. Seinen Mitarbeitern blieb neben ihm nicht viel Spielraum zur Entwicklung eigener Ideen. So kam es, daß Schinkels universaler Geist eine Kunstepoche auf nahezu allen Gebieten für eine relativ lange Zeit prägen konnte, ein Phänomen, das in Deutschland im 19. Jahrhundert in diesem Ausmaß einzigartig ist ..."

Viele der Schinkelschen Bauten sind in der Vergangenheit vernichtet worden, allein in Berlin 33 an der Zahl, darunter der Dom am Lustgarten (1893), das Redernsche Palais (1905), die Glienicker Brücke (1907). Man denke auch an die verschiedenen Palais an der Wilhelmstraße oder an die von 1832 bis 1835 zwischen Kupfergraben und Friedrichswerderscher Kirche errichtete Bauakademie, den ersten repräsentativen Rohziegelbau in Preußen, der 1962 abgerissen wurde und dem Gebäude des DDR-Außenministeriums weichen mußte. Der 2001 gegründete Verein Internationale Bauakademie Berlin, an dem renommierte Architekten beteiligt sind, bemüht sich nun, mit Hilfe von Sponsoren das ehrwürdige Gebäude wieder zu errichten. In der Zwischenzeit sollen mit der Schinkelschen Fassadenarchitektur bedruckte Planen in den Originalabmessungen einen Eindruck von der Wirkung des städtebaulichen und architektonischen „Juwels" im historischen Zentrum Berlins vermitteln (siehe auch Folge 34).

Sein erster Ziegelbau war die Bauakademie nicht; schon bei der Neuen Wache und bei der Friedrichswerderschen Kirche hatte Schinkel „ohne Übertünchung und Abputz" gearbeitet. Mit der Bauakademie jedoch erreichte er einen Höhepunkt in dieser Technik. Als das Gebäude fertig war, bezog Schinkel mit seiner sechsköpfigen Familie eine über 600 Quadratmeter große Wohnung (mit Atelier) im 2. Obergeschoß. So blieb er nah am Geschehen. Überhaupt beherbergte die Bauakademie nicht nur Zeichen- und Hörsäle, in denen Architekten und Bauingenieure aus allen königlichen Provinzen ausgebildet wurden, sondern unter anderem auch zwölf Läden im Erdgeschoß, deren Inhaber zum Unterhalt des Gebäudes beizutragen hatten – eine aus heutiger Sicht sehr fortschrittliche Idee. Die Bauakademie, vom Volksmund allerdings wegen ihrer Kubusform respektlos „roter Kasten" genannt, wird heute als ästhetisch gelungene Verbindung von Tradition und Moderne, als handwerkliches Musterstück und als Schlußstein Schinkelschen Schaffens geschätzt.

Seine späteren Erfolge hatte sich der damals 19jährige gewiß nicht träumen lassen, als er nach dem Tod der Mutter in Berlin ganz auf sich allein gestellt war. Als Schüler der Architekten David und Friedrich Gilly erhielt Schinkel schon frühzeitig – nicht zuletzt auch durch den plötzlichen Tod seines Lehrmeisters – die Gelegenheit, sein Können unter Beweis zu stellen. Seine frühesten Bauten lagen im Oderbruch und in Kurland. 1803/04 machte Schinkel, wie so viele seiner Zeitgenossen, sich auf den Weg nach Italien. Über Dresden, Prag und Wien gelangte er in das Sehnsuchtsland der Deutschen, wo er sich lange Monate aufhielt. Skizzen und Zeichnungen zeugen noch heute von dieser Reise.

Schinkel geriet in die Wirren der Napoleonischen Kriege; die Schlacht bei Jena und Auerstedt 1806 ließ das Königreich Preußen zusammenbrechen, und für einen Baumeister gab es in diesen Zeiten recht wenig zu tun. Schinkel wandte sich jetzt wieder mehr der Malerei zu; mit seinen Theaterdekorationen begeisterte er Publikum und Auftraggeber. So las man in *Dramaturgischen Wochenblatt* 1816: „Durch ihn (Schinkel), darf man sagen, ist die Dekorationsmalerei aus einer todten Aufgabe der Perspektive, oder einer starr geistlosen Darstellung verwirrender Pracht zu einer schönen Kunst geworden. So lieferte er die Dekorationszeichnungen zu Fouqués durch E.T.A. Hoffmann komponirten Oper ‚Undine', die dadurch einen malerisch theatralischen Reiz gewann, der Allen, die Zeugen davon gewesen, noch heute unvergeßlich ist. An Schönheit, an phantastischem Reiz hat die Bühne, so weit wir sie kennen, noch heute nichts Aehnliches für das Auge geleistet ..." – Als dann das Schauspielhaus 1817 einem Brand zum Opfer fiel, waren auch Schinkels Dekorationen verloren; er aber wurde damit beauftragt, das Neue Schauspielhaus am Gendarmenmarkt zu errichten ...

In der Zwischenzeit hatte man nämlich die große Begabung des Architekten erkannt, ihn zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt und 1815 zum Geheimen Oberbaurat befördert. 1819 dann folgte die Ernennung zum Professor an der Akademie der Künste und zum Mitglied des Akademischen Rates, 1831 wurde er Oberbaudirektor, 1839 Ober-Landes-Baudirektor.

Als höchster Beamter zuständig für das Bauwesen in Preußen unternahm Schinkel in diesen Jahren auch eine Reihe von Dienstreisen durchs Land und beeinflußte durch seine Stellung viele der nach ihm folgenden Architekten. Fast jeder klassizistische Bau jener Jahre wird mit seinem Namen verbunden. Die meisten Entwürfe anderer Architekten landeten auf seinem Tisch und sind mit seinen Korrekturen versehen, so ein Vorschlag für die Innengestaltung der Stralsunder Marienkirche von dem Baumeister Johann Michael Lübke. Er ist mit dickem Stift durchgestrichen und von Schinkel als verspielt abgelehnt. Auf der Rückseite des Blattes findet sich dann ein freihändiger Entwurf Schinkels für St. Marien, zu sehen in einer Ausstellung, die noch bis zum 24. Oktober im Vineta-Museum der Stadt Barth unter dem Titel „Schinkel und seine Schüler" die Besucher auf die Spuren großer Architekten in Mecklenburg und Pommern führt. Erstmals seit Ende des Zweiten Weltkriegs wird in dieser Ausstellung die alte Kulturlandschaft beiderseits der Oder gemeinsam präsentiert. Ein Katalog mit äußerst informativen Beiträgen zu Schinkel, seinen Schülern und zur Architekturgeschichte erschien im Schweriner Thomas Helms Verlag (348 Seiten, gebunden, 24 Euro). Zu sehen sind in Barth Zeichnungen, historische Ansichten, Baupläne, Briefe und auch Modelle wichtiger Bauten, die von Studenten der Fachhochschule Coburg gefertigt wurden.

Wenn auch der Titel „Schinkel und seine Schüler" ein wenig irreführend ist, denn Schüler im eigentliche Sinne hatte der Neuruppiner nicht, so galt er doch als Mentor und vor allem als Autorität in ästhetischen und baukünstlerischen Belangen. Zu nennen sind hier neben dem wohl bedeutendsten „Schüler" Friedrich August Stüler (1800–1865) Georg Adolph Demmler (1804–1886), der das Bild Schwerins entscheidend prägte, Friedrich Wilhelm Buttel (1796–1869), der im Herzogtum Mecklenburg-Strelitz wirkte, oder Friedrich Hitzig (1811–1881), in Berlin erfolgreich, aber auch als Baumeister von noblen Herrenhäusern in Mecklenburg und Vorpommern, und Martin Gropius (1824–1880), der den Bibliotheksbau für die Universität Greifswald plante und als einer der letzten herausragenden Architekten des 19. Jahrhunderts gilt, ein „treuer Bewahrer und konsequenter Anhänger Schinkelscher Bauideale".

Karl Friedrich Schinkel, Maler, Denkmalschützer und Baumeister, ist es nicht zuletzt zu verdanken, daß Preußen erstmalig in der Geschichte der deutschen Kunst eine Führungsrolle übernahm. In seinem Werk vereinigten sich auf glanzvolle Weise Romantik und Klassik zu einem harmonischen preußischen Stil. **Silke Osman**

»Gegen die Geschichtsmüdigkeit«

Riefenstahl-Ausstellung im Barlach Museum in Wedel





Wir wollen gegen die Geschichtsmüdigkeit ankämpfen", so erklärt Kuratorin Ina Brockmann ihr Engagement für die im Ernst Barlach Museum in Wedel, dicht vor Hamburgs Stadttoren, präsentierte neue Ausstellung „Leni Riefenstahl. Fotografie – Film – Dokumentation".

Gerade einmal ein Jahr nach dem Tod der im Alter von 101 Jahren verstorbenen berühmten deutschen Tänzerin, Schauspielerin, Fotografin, Regisseurin und Produzentin soll nun der „Mythos Leni Riefenstahl" entzaubert und näher an die Realität geführt werden. So wird gleich zu Beginn der aus über 400 Exponaten – Filmmaterial, Fotografien, Plakate, Dokumente und Briefe – bestehenden Ausstellung darauf hingewiesen, daß die Fotos von Olympia 1936 eben nicht, wie häufig behauptet, von Leni Riefenstahl selber, sondern von den von ihr eingesetzten Fotografen stammen. Aber auch wenn die Bilder nicht von ihr selbst sind, so war sie doch Auftraggeberin und auswählendes Auge. Da die Fotos genau die gleiche Ästhetik vermitteln wie die Filmaufnahmen, kann man sie zumindest als künstlerische Leiterin bezeichnen.

Leni Riefenstahl betonte stets, daß sie eine unabhängige Künstlerin gewesen sei und nicht nur ein großes Rad in Hitlers Propagandamaschine. Die Wedeler Ausstellung versucht anhand zahlreicher Belege festzumachen, daß sie sehr wohl mit Hitler im Bunde gewesen sei. Abgesehen davon, daß ihre Produktionsfirma von den Nationalsozialisten finanziert wurde, sollen zahlreiche Bilder und Dokumente zeigen, wie eng sie mit Hitler zusammengearbeitet hat. Doch das überrascht nicht wirklich, denn wer hat wirklich geglaubt, daß unabhängiges Künstlertum in einer Diktatur möglich sei. Zudem inszenierte sie Hitlers Macht in ihren Dokumentationen der Reichsparteitage für das Volk. Doch inwieweit entsprachen die teilweise auch auf nachgestellten Szenen fußenden „Dokumentationen" ihrer eigenen politischen Einstellung, inwieweit war es vor allem ihre Bewunderung von Körper, Stärke und Schönheit, die sie antrieb? Sie selbst sah sich als unpolitischen Menschen, die Ausstellung belegt nur, daß sie eine ähnliche Kunstauffassung hatte wie Hitler. „Mit Fräulein Riefenstahl neuen Film besprochen. Sie ist die einzige von all den Stars, die uns versteht", schrieb Goebbels am 12. Juni 1933 in sein Tagebuch. Doch was beweist das? Auch den heutigen Betrachter faszinieren schließlich noch ihre Bilder. Ansonsten schreibt Goebbels übrigens noch, wie er sie häufig zu sich zitiert habe, ihr klare Anweisungen erteilt habe und teils genervt von ihren hysterischen Anfällen gewesen sei, wenn sie ihren Willen nicht durchsetzen konnte. Daß die Künstlerin im Laufe der Jahre einige unangenehme Details verdrängt hat, um sich selbst besser darzustellen, ist nichts Ungewöhnliches und Verwerfliches. Es zeugt allenfalls nicht gerade von Stärke und Kritikfähigkeit. Dafür, daß sie im Namen der Kunst und für ihre Karriere, die für eine Frau in den 30er Jahren einmalig war, mit einem Teufel persönlich einen Pakt eingegangen ist, hat die Riefenstahl ihre Strafe gezahlt. Die Verfemte konnte nach dem Krieg als Regisseurin nicht mehr Fuß fassen, die Presse „zerfleischte" sie regelmäßig. Nur ihre eindrucksvollen Fotografien der Nubas in den 60er und 70er Jahren, die zum Teil in der Ausstellung gezeigt werden, belebten ihren alten Ruhm kurzzeitig wieder. „Letztendlich ehren wir die Leistung Leni Reifenstahls aber auch mit dieser Ausstellung", bekennt Kuratorin Ina Brockmann am Ende. Dem ist nicht zu widersprechen. Auch wenn in Wedel schon fast zuviel des Guten bezüglich der Entzauberung des „Mythos Riefenstahl" getan wird, so ist die Ausstellung vielleicht gerade deshalb so sehenswert. **R. Bellano**

Die Ausstellung „Leni Riefenstahl. Fotografie – Film – Dokumentation" ist im Ernst Barlach Museum, Mühlenstraße 1, 22880 Wedel, Telefon (0 41 03) 91 82 91, www.ernst-barlach.de, täglich außer montags 11–17 Uhr, zu besichtigen; bis 14. November.

Ein delikater Ausflug

Von Eva Pultke-Sradnick

Es war schon fast zur Tradition geworden, daß Baron von Blonkenschön die Honoratioren der kleinen Stadt Wilweiten jedes Jahr zur Jagd einlud. Die Verbindung war über den Apotheker entstanden. Es war eine Jugendbekanntschaft, die jedes Jahr erneuert wurde. Hierbei konnten die Männer einmal völlig unter sich sein, derbe Späße machen und Rotspon trinken bis der Morgen graute. Apotheker Molt und seine fünf Begleiter freuten sich wie große Jungen auf diese nicht alltägliche Abwechslung. In diesem Jahr hatten sie sich nun noch etwas ganz Besonderes vorgenommen, das aber ein Geheimnis bleiben mußte. Denn dieses Mal war der Jagdausflug ein wenig delikat.

Beim Kofferpacken bestanden die Herren darauf, daß noch ein bis zwei Hemden mehr eingepackt werden müßten, man könnte ja nicht wissen, ein Schmandfleck, ein Soßenspritzer, schlicht gesagt, man könnte sich mal bekleckern. Zwei weitere, fast etwas luchterne Krawatten wurden zum Schluß wie rein zufällig in den Koffer bugsiert. Die Brieftasche bekam eine gehörige Sonderzuwendung, für die schon lange unauffällig vorgesorgt worden war. Sie hatten sich, aus einer Bierlaune heraus, entschlossen, nicht nur zu jagen, sondern auch Berlin einen Besuch abzustatten und erhofften sich so ein paar vergnügte Tage mehr, dazu Gespräche über Politik und Wirtschaft, aber auch

Im Café Saprautzki saßen die Frauen beim Likör und schmiedeten Pläne

Geschäfte. Alles war vorbereitet, nun konnte nicht mehr viel schiefgehen. Das heißt, sie mußten ihren Frauen noch besondere Aufmerksamkeit und Liebe entgegenbringen. – Wie ihr Geheimnis letztendlich doch ans Tageslicht kam, bleibt bis heute ein Rätsel. Die Ehefrauen aber schwiegen ebenso wie die unternehmungslustigen Männer.

Als die Herren schließlich zur „Jagd“ abgereist waren, genossen die Damen das Alleinsein. Sie waren ja auch keine Kinder von Traurigkeit. Im „Café Saprautzki“, dem seiner Torten wegen hochgelobten und einzigen Kaffee- und Teehaus des Städtchens, saßen sie beisammen und schmiedeten Pläne. Braungolden schimmerte noch der Rest des herrlichen Getränks in ihren Tassen, auf den kleinen Kristalltellern lagen kaum Krümel.

Frau Sanitätsratsgattin Sieber rief nach der zierlichen Bedienung Lisette, hübsch anzusehen im schwarzen Kleidchen mit weißer Schürze und Spitzenhäubchen. Diese knickste, räumte nach der Frage nach weiteren Wünschen den Tisch ab und servierte flink und behende eine Karaffe mit rotgoldener Flüssigkeit auf einem Spiegeltablett. Ohne die kleinen Prünellchen und Likörchen wären diese Kaffeestunden undenkbar und unvollkommen gewesen. Golden funkelte es in den Gläsern, und alle stießen vergnügt an. „Auf unsere Gesundheit und die unserer Männer.“

Sie bedauerten in gesetzten Worten, mit ernsten Mienen und lachenden Augen die Abwesenheit ihrer Ehegatten, um, wie sie leise sagten, auch mal das zu tun, was sonst nicht immer erlaubt war. Sie nippten dann an ihren Gläschen, etwas mokant lächelnd, ohne daß es frivol wirkte. „Ein köstliches Getränk“, murmelte die junge Frau des Bürgermeisters Mielkeim in ihr Glas hinein, und „fast zum Huckenbleiben“ meinte die Leiterin des Damenstiftes. Wie sie betonte, trank sie sonst gar keinen Alkohol. Allerhöchstens mal einen winzigen Melissengeist, wenn sie erkältet war. Aber dieser wäre ja nicht schädlich, sei er doch von der Äbtissin Hildegard von Bingen extra für die Gesundheit gemacht worden. Sie lächelte unschuldig.

Die Frau des Lehrers sah dies alles viel gelassener. Sie war ja nur eingeladen, weil man nicht anders konnte – und dazu neugierig war. Ihr war das ganze Zeug hier zu wabbelig, sie sehnte sich nach einem steifen Grog oder Aquavit, wie er zu Hause in Hamburg serviert wurde. Doch war sie mit ihrer Meinung zuerst mal zurückhaltend, sie mußte schließlich an die Karriere ihres Mannes denken. Aber auch Lucie Wegemann trank, ohne sich zu zieren, fast hätte sie noch geschmatzt und am klebrigen Glasrand geleckt. Sie war die Bibliothekarin der Stadtbücherei, mit fast akademischen Rang, was sie, wie so oft, nicht vergaß zu erwähnen.

Nach dem zweiten Likörchen lockerte sich die Stimmung, und Frau Bahnvorsteher Gaudsius öffnete den obersten Blusenknopf. Jetzt rückten die Köpfe mit den sorgfältig aufgesteckten Haarkronen noch näher zusammen. Natürlich hätten sie sich auch bei einer von ihnen treffen können, aber auch dort hatten die Wände oftmals Ohren.

„Lassen Sie uns einfach nach Berlin fahren“, schlug Molts Ehefrau vor, wurde sie doch stark von der Eifersucht geplagt. „Och, wie langweilig“, nörgelte Frau Gaudsius, „da kann man doch immer hin. Da gibt es doch ganz andere Städte, wie wär's denn mit Paris?“

Fräulein Lenchen Gänsebrust, Besitzerin des ersten Modesalons, erschauderte fast. Paris, oh du mein Gottchen! Allein der Gedanke, ein Sündenpfuhl ohnegleichen, aber bezüglich der Mode ... Aber das konnte sie sich auf keinen Fall leisten. Auch die Lehrersfrau schüttelte den Kopf. Sie meinte, sie kenne die Reeperbahn und St. Pauli, sie lege keinen Wert auf Paris. Sie genierte sich auch nicht zu sagen, daß sie sich dieses bei dem Gehalt ihres Mannes nicht leisten könne. „Aber, Kindchen, das Fläer, das Fläer missen Se doch bedänken“, schwärmte Frau Apotheker, „das finden Se doch nirjens wieder.“

Aber Frau Hagen, die Lehrerfrau, bekannte tapfer, daß ihr ein herzhafter Räucheraal doch besser schmecken würde als ein Sekt im Chambre Séparée. Und dann kam wieder jemand darauf, die Männer einfach zu überraschen, was aber die Baronin für sehr unsportlich hielt. Frau Ambros tat dann den weisen Ausspruch: „Erbarmung, meine Damen! Laßt doch die Männer auch mal von der Leine, ist doch kein Beinbruch, man muß nur das Ende fest in der Hand behalten. Und wie sie uns nachher mit ihrem schlechten Gewissen wieder aus der Hand fressen werden. Es ist doch schon Strafe genug, daß sie mit ihren Erlebnissen danach überhaupt nicht prahlen können.“

Sie beschlossen noch ein Prünellchen zu trinken und man sah es ihren Gesichtern an, daß die Vorstellung des Kommenden für sie nicht ohne Reiz war. ■



Maria Schlachta-Samuel schuf das Bild dieser Fischerhäuser an der See. Das Motiv ist als Blatt für den Monat April im neuen Kalender „Ostpreußen und seine Maler“ enthalten. Auch für das Jahr 2005 wurden wieder bekannte und weniger bekannte Künstler gefunden, die mit einem typischen Werk in diesem Kalender vertreten sind: Ernst Bischoff-Culm, Richard Birnstengel, Karl Storch d. Ä. oder Hans Kallmeyer, um nur einige zu nennen. Leser der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* können auch dieses Mal wieder den beliebten Begleiter durch das Jahr zu einem besonderen Preis erwerben. Bis zum 30. September gilt der Subskriptionspreis von 18,50 Euro einschließlich Versandkosten (im Buchhandel später 20,50 Euro). Bestellungen bitte direkt an den Schwarze Kunstverlag, Richard-Strauss-Allee 35, 42289 Wuppertal, Fax (02 02) 6 36 31.

Das verschwundene ABC

Von Gabriele Lins

Florian warf seinen nagelneuen Schulranzen achtlos auf den Waldboden und seufzte. Eine Woche ging er nun schon zur Schule, aber dort gefiel es ihm gar nicht. Wie konnte er sich bloß davor drücken?

Plötzlich ein lauter Knall. Zu seinen Füßen riß die Erde auf und weitete sich zu einem großen Loch aus. Florian wollte schon weglaufen, aber seine Neugier siegte. Von unten drang eine murmelnde Stimme dumpf zu ihm herauf und kam immer näher. Eiskalt lief es ihm über den Rücken. Jetzt bemerkte er eine Leiter und zwei kleine Hände, die sich an die oberste Sprosse klammerten; ein rundes Kindergesicht, umrahmt von dichtem rotem Haar sah ihn unsicher an. „2130 ...“, rief der Rotschopf und sprang aus dem Loch. Rotes Fell, schwarze Hörnchen, ein Schwanz mit Quaste – das sah ganz nach einem Teufelchen aus.

Als Florian sich von seinem Erstaunen erholt hatte, fragte er: „Wo kommst du denn her?“ – „Ich komme direkt aus der Hölle. Sieht man das nicht?“ Florian kicherte: „Logisch, und ich bin ein vom Himmel gefallener Engel.“ – „Ehrlich?“ fragte der kleine Teufel und Florian lachte. „Ich bin 7 Jahre alt und gerade in die Schule gekommen“, stellte er sich vor, „aber dort gefällt es mir nicht.“ – „Und ich bin Max“, erwiderte das Teufelchen, „wie alt ich bin, weiß ich nicht. Vielleicht 100? – Und was ist Schule?“

„Wenn du wirklich aus der Hölle kommst“, sagte Florian, „dann kannst du doch auch unsere Buchstaben wegzaubern und am besten unseren Lehrer gleich mit.“ Max zuckte die Achseln. „Na ja, wenn ich mich anstrenge.“ – „Dann komm mit!“ Florian ließ den Kleinen hinter sich auf sein Rad steigen. „Weißt du, meine Eltern sind gerade nicht da.“

In Florians Zimmer entdeckte Max gleich einen Staubsauger. „Der ist richtig“, sagte er und hielt das Rohr hoch, und auf einmal machte es „zschschsch ...!“ und durch das offene Fenster kamen reihenweise bunte Buchstaben geflogen und verschwanden im Staubsauger.

„So!“ Max wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Das waren die Buchstaben aus allen Computern, Fernsehern und Büchern eurer Stadt. Zufrieden?“ – „Spitze!“ jubelte Florian.

In den nächsten Wochen wurden alle Kinder mit Bussen in die Schulen der nächstliegenden Städte gebracht, weil es im eigenen Ort nicht den kleinsten Buchstaben mehr gab. Und alle kamen kaum noch zum Spielen, weil ihnen die Fahrerei viel Zeit wegnahm.

Florian bekam allmählich Spaß am Schreiben und Lesen und dachte: Meine Idee vom Buchstabenwegzaubern war eine Schnapsidee. Ich muß weite Wege in die Schule fahren um zu lernen und auch noch einen kleinen Teufel in meinem Schrank verstecken, weil der nicht

Max sammelte alle Buchstaben ein und warf sie aus dem Fenster

mehr in die Hölle zurück will. „Max“, rief er, „steig aus dem Schrank, die Buchstaben müssen wieder her!“

Max seufzte, aber er tat, was sein Freund wünschte. Als die beiden allein im Haus waren, leerten sie sämtliche Staubsaugerbeutel, die versteckt hinter alten Kleidern im Schrank gelegen hatten, auf dem Teppich aus. Max senkte feierlich die kleinen Hände in den bunten Buchstabenberg und warf alle Buchstaben durch das Fenster. Sie fielen aber nicht auf den Boden, sondern tanzten eine Weile lustig im Wind, ehe sie sich zu einer geraden Linie formten und wie die Wildgänse über die Dächer davonflogen. „So“, sagte Max stolz, „die Dinger sind wieder in den Computern, Fernsehern, Heften und Büchern eurer Stadt.“

Eine Taube mit zartblauen Flügeln saß plötzlich auf dem Fensterbrett und pickte mit dem Schnabel gegen die Scheibe. Florian ließ sie herein. Das Tierchen trippelte auf dem Tisch herum und von jetzt auf gleich war die Taube keine Taube mehr, sondern ein kleiner Engel mit rotem Kurzhaarschnitt und frecher Stupsnase. „Ich bin Orlanda“, sagte er zu Max, „du hast mir doch neulich den Weg zum Himmel gezeigt, als ich mich verflogen hatte. Deshalb bist du doch auf die Erde verbannt worden, denn gute Taten sind der Hölle ein Greuel.“

„Teufel auch“, rief Max. „Nein, gerade der bist du nicht mehr“, erklärte der Engel Orlanda mit sanftem Lächeln, „durch einen Fehler bei deinem Entstehen hat dein Körper die Gestalt eines Teufels angenommen, deine Seele aber ist nach wie vor die eines Engels.“ – „Engel auch!“ Max war perplex. „Jetzt weiß ich, warum es mir immer so schwer fiel, Böses zu tun. Aber was geschieht denn nun mit mir?“ – „Habe Vertrauen“, riet ihm Orlanda und flog hinaus.

Eine wunderschöne Musik erfüllte plötzlich den Raum, und als sie endete, war Max kein Teufelchen mehr, sondern er stand in der Gestalt eines menschlichen Jungen vor Florian und sah irgendwie befreit aus. „Jetzt brauchst du mich nicht mehr im Schrank zu verstecken und kannst mich deinen Eltern und Freunden zeigen, Florian“, sagte er, „darf ich vielleicht dein Bruder sein?“

„Wenn es nach mir geht, immer“, sagte Florian „aber Buchstabenweghexen ist out, okay?“ – „Na klar“, meinte Max, „aber jetzt muß ich schnell einen Pfannekuchen essen. In der Hölle gab es immer nur verglühte Eierkohlen. Igitt!“ ■

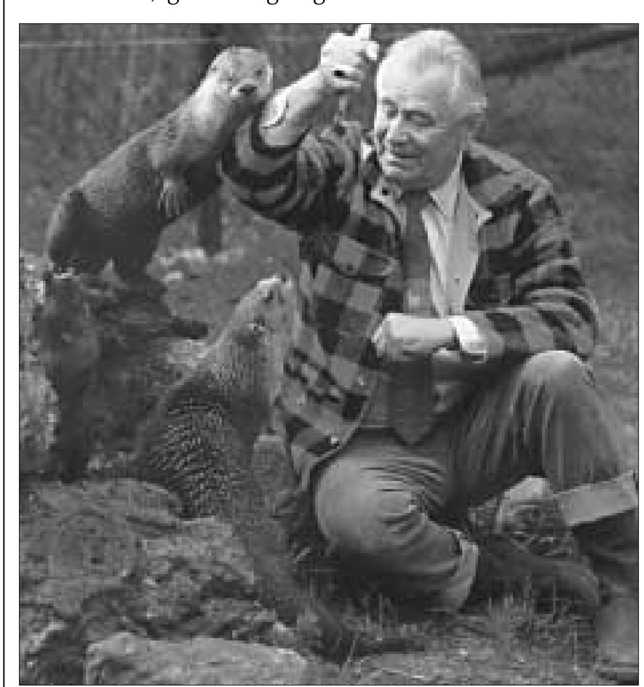
Ein Leben für die Natur

Ein Besuch der Heinz-Sielmann-Ausstellung im Natureum an der Niederelbe / Von Silke OSMAN

Uii, guck mal, Opa, aus Indien! Und da die Tonpfeife aus dem Kongo. Super! Und da Opa, die Gorillas, sind die aber riesig ... Und die Pinguine, lustig wie die aussehen ...“ Der Kleine war ganz aus dem Häuschen, während Opa, außer Atem nicht zuletzt wegen des Tempos, das sein Enkel vorlegte, mit den Erklärungen kaum nachkam. „Ja, das ist Heinz Sielmann, der Naturschützer. Früher da gab’s im Fernsehen eine Sendung, da hat er all die Tiere dieser Welt vorgestellt. Aber daran kannst du dich nicht erinnern, da bist du zu klein ...“ Und dann gingen sie weiter, der alte Mann und das Kind, um sich die Ausstellung „Heinz Sielmann – Ein Leben für die Natur“ weiter anzusehen, jeder auf seine Weise. Heinz Sielmann wird’s besonders gefreut haben, ist er doch stets bemüht, vor allem auch junge Menschen für den Naturschutz zu begeistern. „Ich bin glücklich, auf ein langes Leben in der Natur zurückblicken zu können“, hat er einmal gesagt. „Besonders die Erkenntnisse der letzten Jahre haben mir gezeigt, wie wichtig es ist, uns in unserer Maßlosigkeit gegenüber unserer Umwelt einzuschränken. Nur dann haben auch künftige Generationen die Chance auf eine lebenswerte Zukunft. Deshalb versuche ich das, was mich die Natur in so vielen Jahren gelehrt hat, durch meine Stiftung an Kinder und Jugendliche weiterzugeben.“

Erst kürzlich hat die Heinz-Sielmann-Stiftung, die auch die Arbeit der Vogelwarte Rossitten auf der Kurischen Nehrung unterstützt, den ehemaligen Truppenübungsplatz Döberitzer Heide in Brandenburg gekauft, um dort ein Wildnisgebiet für große Wildtiere wie Wisente und Wildpferde zu entwickeln. Nach der Groß Schauener Seenkette bei Storkow und der Bergbaufolgelandschaft um Wannichen bei Luckau ist dies das dritte Naturschutz-Großprojekt der 1994 von Heinz und Inge Sielmann ins Leben gerufenen Stiftung.

Seine „Expeditionen ins Tierreich“ lockten viele Jahre tatsächlich unzählige Zuschauer vor den Bildschirm. Erste „Expeditionen“ allerdings fanden, wenn auch weitaus weniger aufwendig, im elterlichen Garten statt, genauer gesagt in Königsberg. Dorthin war der Vater, ein Chemiker, der von dem Gut Groß Schwiegeneien in Masuren stammte, von Rheydt mit seiner Familie gezogen. Dort wuchs der junge Heinz (Jahrgang 1917) auf, dort begegnete er der vielfältigen Tierwelt, die ihn sofort faszinierte. Heuschrecken, Grillen, Kreuzspinnen, aber auch Kreuzottern und vor allem die Vogelwelt waren es, die er beobachtete – so genau, daß er von Prof. Dr. Otto Koehler, dem Direktor des Zoologischen Instituts und Museums der Albertus Universität, aufgefordert wurde, über seine Beobachtungen zu berichten. Das *Königsberger Tageblatt* berichtete damals: „Heinz Sielmann, den Prof. Dr. Koehler als den jüngsten Ornithologen Ostpreußens vorstellte, der so jung ist, daß er ‚ein erstes Semester beinahe verkalkt nennen könnte‘, berichtete auf Einladung der Gesellschaft der Freunde des Zoologischen Museums im Hörsaal des Zoologischen Instituts über seine Beobachtungen und zeigte seine Lichtbildaufnahmen, die Prof. Dr. Koehler als Beobachtungsergebnisse bezeichnete, die bisher nicht erzielt wurden.“



Heinz Sielmann: *Naturbeobachter und Naturschützer aus Leidenschaft* Foto: Archiv

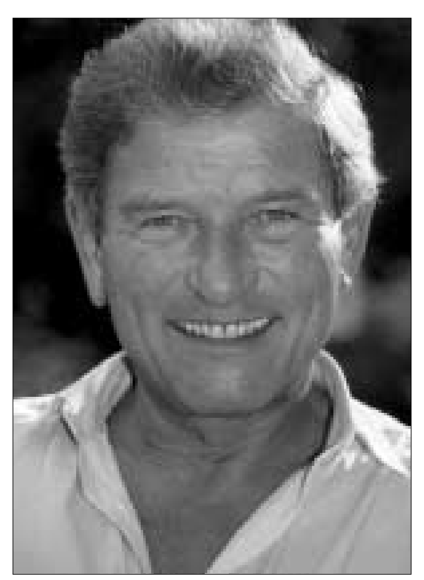
Wie es dann weiterging im Leben des 1988 von der Landsmannschaft Ostpreußen mit dem Kulturpreis für Wissenschaft ausgezeichneten Heinz Sielmann, davon erzählen die 30 Schautafeln, die noch bis zum 28. November in der Galerie im Turm des Natur- und Freilichtmuseums Natureum Niederelbe, 21730 Balje, ausgestellt sind (April bis September täglich außer montags 10–18 Uhr, Oktober bis März 10–17 Uhr).

Aus den anfänglichen Abenteuern mit Kreuzspinnen und Kreuzottern wurden bald solche mit Gorillas, Pinguinen, Eisbären oder Elefanten. Auf Kreta und auf den Galapagos-Inseln, in der Antarktis und in Papua Neuguinea, im Kongo oder in Australien – überall entdeckte Heinz Sielmann auf abenteuerlichen Expeditionen die Wunder der Erde und hielt sie mit der Kamera fest. Neben fundierter Sachkenntnis über die Tierwelt zeigen die Fotografien auf den Schautafeln auch die tiefe Liebe zu den Zwei- und Vierbeinern und den Humor, mit dem Sielmann zur Tat schritt, etwa wenn er sich ganz behutsam kleinen Schneegansküken nähert oder eine arktische Küstenseeschwalbe sich ein ruhiges Plätzchen auf dem Kopf des Tierfilmers aussucht. Weniger beschaulich ging es allerdings zu, als die Crew einen Silberrückenmann, einen alten Gorilla, verärgerte, der den Führer zu Boden warf, um den Menschen eine Warnung zu verpassen. Immer wieder waren die Tiere nicht gerade begeistert, von den Menschen in ihrem Familienleben gestört zu werden. Ob nun eine aufgebrachte Flußtiermutter oder ein alter Elefantenbulle – wenn so ein tierisches Ungetüm mit hoher Geschwindigkeit auf einen zubraust, dann hält es selbst einen so gewieften Tierfilmer wie Heinz Sielmann nicht auf dem Boden. Daß ihn aber eines seiner Lieblingstiere, ein Fischotter, beißen würde, das hatte er dann doch nicht gedacht. Das Tier war verärgert, daß man ihm den dargebotenen Fisch nicht gleich gab, und schnappte lieber zuerst nach den wohl besser erreichbaren Beinen, um dann in der Aufregung doch noch den Fisch zu ergattern. Einziger Kommentar Sielmanns: „Filmen, jetzt filmen!“

Viele kleine Episoden aus dem reichen Leben des Beobachters und Naturschützers sind in dieser Ausstellung zu entdecken. Einer Ausstellung, die mit dem Natureum in der Elbmarsch ein ganz besonderes Ambiente bekommen hat, steht man doch als Besucher mitten drin in einer zu schützenden Natur. Und auch die anderen Ausstellungen über Wale und über Echsen, die derzeit noch dort zu sehen sind, runden das Bild durchaus ab. ■

Naturbursche

Hans v. Borsody wird 75



Hans von Borsody: *Darsteller auf der Bühne und im Film*

Fotos (2): Archiv kai-press

Hans von Borsody, 1929 in Wien als Sohn des Regisseurs Eduard von Borsody geboren, begeht am 20. September seinen 75. Geburtstag. Er besuchte auf väterlichen Wunsch die Landwirtschaftsschule, wurde Fotolaborant, dann Kameramann und schließlich nach zweijähriger Ausbildung am Reinhardt-Seminar Schauspieler.

Als „jugendlicher Held und Naturbursche“ agierte er in seinen Anfängen auf der Bühne und im Film und drehte unter anderem die Streifen „Der Major und die Stiere“, „Zwei Herzen und ein Thron“, „Der Meineidbauer“ sowie „Mein Schatz, komm mit ans blaue Meer“. Hans von Borsody (TV-Detektiv Cliff Dexter) war unter anderem mit der Schauspielerin und Regisseurin Rosemarie Fendel sowie der Schauspielerin Heide Keller („Traumschiff“) verheiratet. Im September 1993 geriet der Schauspieler in die Schlagzeilen, als er in Hamburg die Theatervorstellung „Othello darf nicht platzen“ tatsächlich platzen ließ.

Klaus Kaiser

Großartiger Mime

Gedenken an den Schauspieler Will Quadflieg



Will Quadflieg: *Setzte einen Meilenstein der Darstellerkunst als Goethes „Faust“ an der Seite von Gustaf Gründgens und Elisabeth Flickenschildt*

Will Quadflieg, einer der wohl profiliertesten Schauspieler Deutschlands, hätte am 15. September das 90. Lebensjahr vollendet. Er starb am 27. November 2003 an den Folgen einer Lungenembolie in einem Krankenhaus in der Nähe von Bremen.

Da der Vater gegen seine Berufspläne war, nahm Will heimlich Schauspielunterricht. 1933 debütierte er auf der Bühne in seiner Geburtsstadt Oberhausen. Über Gießen, Gera, Düsseldorf und Heidelberg kam er nach Berlin (Volksbühne, Schillertheater). Nach dem Krieg sah man Quadflieg unter anderem auf den Bühnen von Lübeck, Hamburg sowie Zürich. Mit seinem Tournee-Ensemble „Die Schauspieltruppe“ bereiste er auch die Provinzstädte und begeisterte die Zuschauer.

Erich Engel holte ihn im Jahre 1938 für die Rolle des jungen Malers Rabanus in der Verfilmung des bekannten Spoerl-Romans „Der Maulkorb“ erstmals vor die Kamera. Ein richtiger Filmhase ist er allerdings nie geworden, trotz zahlreicher und zum Teil auch befriedigender Filme wie „Das Herz der Königin“, „Kora Terry“, „Mein Leben für Irland“, „Schicksal“, „Der große Schatten“ (mit Heinrich George), „Solistin Anna Alt“, „Die Zaubergeige“ und „Philharmoniker“.

Nach 1945 sahen ihn die Kinogänger unter anderem in „Die Lüge“, „Die tödlichen Träume“, „Das ewige Spiel“, „Schwarze Augen“, „Die Försterchristl“, „Vergiß die Liebe nicht“, „Moselfahrt aus Liebeskummer“, „Lola Montez“ und „San Salvatore“.

Einen Meilenstein der Darstellerkunst markierte der Mime allerdings durch seine Mitwirkung in dem Farbfilm „Faust“ (1960) an der Seite von Gustaf Gründgens und Elisabeth Flickenschildt. Will Quadflieg, zudem ein begnadeter Rezitator, war Vater von fünf Kindern. Sohn Christian Quadflieg wurde ebenfalls Schauspieler. **kai-press**

Hilfe in der Not

Brigitte Kranich stellt ihre kindgerechten Bilder von Engeln aus

Engel des Alten Testaments und Schutzengel, 100 an der Zahl, geben sich ein Stelldichein in der Lüneburger St.-Johannis-Kirche. Die Künstlerin Brigitte Kranich aus Toppenstedt (Landkreis Harburg) zeigt 70 Engelszenen aus ihrer Reihe „150 Bilder aus dem Alten Testament“ mit Engeln und 30 Schutzengelbildern. Die Ausstellung läuft bis zum 3. November und ist täglich von 9 bis 17 Uhr geöffnet; der Eintritt ist frei. Schon vor zwölf Jahren hatte die Toppenstedter Künstlerin mit einer Ausstellung „100 Bilder zum Alten Testament“ in Lüneburg überregionale und sogar internationale Beachtung gefunden.

Die 71jährige Brigitte Kranich wohnt seit 1958 in Toppenstedt. In Bublitz (Ostpommern) geboren, fand sie sich nach der Flucht mit zwölf Jahren im bayerischen Dorf Widdersberg nahe dem Ammersee wieder. 1955 heiratete sie den Juristen Ekkehard Kranich; 1969 freute sie sich über die Geburt der Tochter Christine. Zwei Jahre später starb der Ehemann. Die Tochter sollte von Engeln beschützt werden, wünschte sich die Mutter und schuf kindgerechte Engelbilder in einer ganz besonderen Form des Linoldruckes.

Die damaligen Kinderbibeln waren ihr zu naiv, die berühmte Chagall-Bibel, die sie auf einer Ausstellung in Hamburg bewunderte, war für die Mutter unerschwinglich. So ist im Lauf der Jahre eine Kinderbibel für die längst erwachsene Tochter entstanden: jedes Jahr sieben Bilder.

In den vergangenen drei Jahren widmete sich Brigitte Kranich der Darstellung der sieben Erzengel Michael, Gabriel, Raphael, Uriel, Anael, Zadkiel und Jophiel. „Jetzt ist das Werk vollendet“, sagte sie und schuf darüber hinaus eine Kollektion von Schutzengelbildern.

„Natürlich sind mir Engel wichtig. Ich könnte ohne sie beispielsweise gar nicht Auto fahren“, sagt die Künstlerin, die einst bei den Englischen Fräuleins im bayrischen Krumbach die Schule besucht hat und dort in einer wunderschönen Barockkirche mit vielen Engeldarstellungen konfirmiert worden ist.

Brigitte Kranich gibt keine Klischees weiter, sie hat die Rollen der Engel im Alten Testament genauestens erlesen. Hier weist ein Engel Moses den Weg beim Auszug der Israeliten von Ägypten ins Gelobte Land, dort fällt ein Engel Abraham in den Arm, als er seinen Sohn Isaak opfern will, dort ringt Jacob mit dem Engel. Diese Engel sind in einer ganz besonderen farbigen Linoldrucktechnik hergestellt. Jedes Exemplar einer Auflage ist ein Unikat, weil aus jedem Druck ein anderes Farbenspiel hervorgeht.

Zwischen den alttestamentlichen Bildern schweben Schutzengel, in ganz anderer Technik dargestellt und absolute Unikate. Da ist beispielsweise Sinas Engel: Brigitte Kranich hat ihn für ein querschnittgelähmtes Mädchen gemalt. Dieser Engel läßt ein wenig die Flügel hängen. Er nimmt das Schicksal des Kindes auf und umschließt es liebevoll. Brigitte Kranich: „Engel sind unsere ständigen Begleiter durchs ganze Leben!“ In Lüneburg kann man nun Auge in Auge Bekanntschaft mit den Himmelsboten machen.

Martin Teske



Brigitte Kranich: *Schutzengel* Foto: Teske

Anormale Befriedigung in der Selbstgeißelung

Betr.: „Politik der Tränen“ (Folge 35)

Das mußte endlich einmal gesagt werden: Unsere „Zeitgeschichtler“ sowie die ihnen fast hörigen Politiker übertreffen sich gegenseitig darin, angebliche deutsche Untaten öffentlichkeitswirksam hervorzukramen und für sie Verzeihung zu erflehen. Gibt der Zweite Weltkrieg nichts mehr her, greift man nunmehr auf den Ersten zurück oder zerrt sogar immer wieder die Niederschlagung des Hereroaufstandes vor 100 Jahren hervor.

Aber ob Rotterdam, Warschau oder Marzabotto: Überall wird die Vorgeschichte unterschlagen. Nichts ist zu hören von den heimtückisch niedergemetzelten Farmerfamilien, nichts von verstümmelten und gemordeten deutschen Soldaten, die Partisanen in die Hände fielen. Wer wirklich dabei gegen Menschlichkeit und Recht verstoßen hat, bleibt unerwähnt.

Während andere Völker ihre Siege feiern und ihre Helden ehren, suchen wir gierig nach Möglichkeiten der Selbsterniedrigung, in die wir unsere Vorfahren gleich noch mit hereinziehen. Unsere Form der „Vergangenheitsbewältigung“ scheint ohne Maß und Grenzen zu sein und ist ein Phänomen, einer wissenschaftlichen Erforschung wert. Während Japaner und Russen, die beide allen Anlaß hätten, Verbrechen der Vergangenheit zu bekennen, nicht im geringsten dazu neigen, Reue zu zeigen, finden wir anscheinend eine anormale Befriedung in der Selbstgeißelung. Gedenkstätten für die Opfer findet man dort nicht; wir hingegen können gar nicht genug errichten. Was treibt uns bloß, und wem nützt es?

Will Seelmann-Eggebert, Ahlhorn

Lachnummer

Betr.: „Zivilcourage? Ja, aber ohne uns!“ (Folge 34)

Auch wenn deutsche Soldaten und Generäle im Zweiten Weltkrieg für eine falsche Sache kämpften und starben und einem „Führer“ dienten, der ihre Gefolgschaft nie verdiente, waren doch unter ihnen sehr viele, die sich keinem Druck gebeugt haben und mit Recht das Urteil einer israelischen Umfrage verdient haben, daß sie die besten Soldaten des Zweiten Weltkrieges waren, wozu gehörte, daß sie mutig, tapfer und standhaft waren.

Die Bundeswehrgeneräle, die ihren „Kameraden“ Schulze-Rhonhof auf Druck einer linksextremen Gruppierung ausgeladen haben und in die Knie gegangen sind, werden vermutlich um ihre Pension gezittert oder das Stirnrunzeln des Verteidigungsministers gefürchtet haben. Sie scheinen mir so etwas wie eine Lachnummer und auf jeden Fall ein Trauerspiel für das Ansehen deutscher Soldaten. **Gerold Seckau, Niederruhna**



Betr.: „Die ganze Familie hilft mit“ (Folge 31) *Für Ihren umfangreichen und einfühlsamen Bericht in Ihrer Zeitung zur Ankündigung meiner elften Ausstellung im Garten möchte ich mich bei Ihnen ganz herzlich bedanken. Ihre Berichterstattung hat dazu beigetragen, daß die Ausstellung wieder ein großer Erfolg wurde. Dank einer größeren Spende von 1.000 Euro kamen insgesamt 2.306,04 Euro für einen guten Zweck zusammen. 1.100 Euro werden den Straßenkindern in Königsberg zugute kommen. Mit den restlichen 1.206,64 Euro werden bedürftige alte Menschen in Weißrußland in Tatarka und Luninez unterstützt. Während der Kunstwerkstatt in Bad Homburg am 18. und 19. September ist die Ausstellung nochmals zu sehen. Jeweils von 11 bis 17 Uhr in der Saalburgstraße 95.* **Ursel Dörr, Bad Homburg**

Polen wies uns schon 1939 aus

Betr.: „Schlechter Stil, schlechtes Gewissen“ (Folge 32)

Der Besuch des Bundeskanzlers in Warschau zeigt abermals, daß ihm die polnischen Interessen wichtiger sind als die Deutschen, und deshalb ist es allerhöchste Zeit die SPD-Regierung abzuwählen. Auch wenn Schröder in Polen keinen Kniefall wie sein Amtsvorgänger Brandt gemacht hat, so sollte er doch auch die Anliegen der Heimatvertriebenen vertreten.

Ich bin selber in Laskowitz, Kreis Schwetz, Westpreußen, im sogenannten „Korridorgebiet“ geboren. Wir Schüler, die in die Graudenzer Goetheschule gingen, wurden am Ende der 30iger Jahre von polnischen Jungen auf der Straße angepöbelt, bespukt und mit Steinen beworfen. Der Höhepunkt aller Schikanen war die Ausweisung deutscher Bürger. Ohne Angabe eines Grundes bekam unsere Familie Anfang August 1939 den schriftlichen Befehl, das Gut Laskowitz und die Grenzzone innerhalb von acht Tagen zu verlassen. Daraufhin ging meine Mutter mit uns fünf Kindern nach Danzig und mein Vater, Franz von Gordon, nach Bromberg. Hier wurde er am 3. September 1939 aus einer kleinen Pension geholt und auf der Straße erschossen wie tausende unschuldige deutsche Zivilisten auch. Zu ihrer Verteidigung erfanden die Polen später die Geschichte der „fünften Kolonne“, von der mein Vater der Anführer gewesen sein soll, die total erfunden und erlogen ist. Von den Leiden der Deutschen in Polen bis 1939, deren Ursache offensichtlich zum Krieg geführt hat, weiß unser Bundeskanzler nichts.

Marie-Luise von Weitzel, Grasbrunn

Norwegen hat seine Pflicht erkannt

Betr.: „Späte Gerechtigkeit für gequälte Kinder“ (Folge 28)

Ich frage mich immer wieder, wozu Menschen einst fähig waren – hier in Norwegen die grausame Behandlung unschuldiger Kinder, woran sich die Frage anschließt, ob wir alle nun heute bessere Menschen geworden sind, vielleicht wenigstens in Europa. Während man den Norwegern, die ich auf meinen Fahrten durch ihr Land als sehr nette Menschen kennengelernt habe, zugestehen kann, sich doch noch ihrer Pflichten besonnen zu haben und sich vergangener Schuld zu stellen, sieht es bei uns leider ganz anders aus. Da gibt es immer noch die widerwärtige Unterteilung in bessere und schlechtere Opfer, der besseren gedenkt man permanent, die schlechteren will man am liebsten unter dem Teppich lassen und ihnen gesteht man kaum zu, daß die Bürger des eigenen Landes von ihnen und von dem ihnen Geschehenen wissen. Welcher jüngere Deutsche weiß heute von den Schrecken der Vertreibung, von Todesmärschen, von verbrannten Kindern und vergewaltigten Mädchen, von all den Untaten, die Deutsche erlitten?

Das Vergessen der eigenen Opfer oder zumindest die Hierarchisierung haben die deutschen Mütter und Väter nicht verdient. Die, die man heute abwertend meist Gutmenschen nennt, weil ihr Gutsein so widerwärtig unglaubwürdig und fern aller Moral ist, bleiben jedoch unbeirrt in ihrem Tun. **Otto Türnitz, Erlangen**

Hinwendung zu deutschen Interessen erwünscht

Betr.: „Das Ende der Volksparteien“ (Folge 28)

Wenn wir die Wahlergebnisse auf die Gesamtheit der Wahlberechtigten beziehen, dann sind die sogenannten Volksparteien schon recht ramponiert. Ihr Ende ist denkbar, wäre aber nicht zu begrüßen, weil wir mit einer Vielzahl von Parteien keine guten Erfahrungen haben. Es müßten aber nicht SPD oder CDU sein. Auf beide ließe sich gut verzichten, hätten wir denn zwei andere große Parteien, die die Belange des Landes und seiner Bürger besser vertreten.

Ich selber habe nie die SPD gewählt, bei der Europawahl auch nicht mehr die CDU. Ich fand zu wenig Gründe, um sie zu wählen. Das in meinen Augen Negative überwog. Ähnlich wird es vielen Bürgerinnen und Bürgern gehen, die sich von den beiden großen Parteien unzureichend vertreten fühlen. Doch müßte das ja nicht so bleiben. Eine Hinwendung zu unseren deutschen Interessen wäre sicherlich kein falscher Weg. **Franz Leonhard, Celle**

Kanzler der Polen

Betr.: „Schlechter Stil, schlechtes Gewissen“ (Folge 32)

Herr Schröder ist in Warschau wieder zur Hochform aufgelaufen. Auf Drängen der Polen hat er Entschädigungsforderungen der ostdeutschen Vertriebenen abgelehnt, desgleichen das Vertreibungsdenkmal in Berlin. Er ist richtig ein Kanzler der Polen. Wir Ostdeutschen sind schon von Kohl und Genscher mit der Oder-Neiße-Grenze über den Tisch gezogen worden und jetzt von Schröder. Wo bleibt der Aufschrei der Funktionäre der Landsmannschaften, die müssen parieren. Jeder Ostdeutsche, der noch die Parteien SPD, CDU, Grüne und FDP wählt, wählt seinen Metzger selber. Nicht mehr über die Oder zu fahren, damit die Polen merken, daß wir uns nichts gefallen lassen und ihnen das Geld aus dem Tourismus fehlt, wäre eine Möglichkeit.

Vor der Wahl versprechen alle Parteien alles und nachher leben sie nach dem Motto „Was schert mich mein Gerede von gestern“.

Horst Polakowski, Gernsheim

Union und FDP sind ohne Visionen

Betr.: „Griff nach den Sternen“ (Folge 33)

Es ist unser Dilemma, daß es CDU/CSU und FDP an Köpfen oder Mitbürgern fehlt, die neben Fähigkeit auch Mut, Moral, nationale Gebundenheit und Verantwortungsgefühl gegenüber unseren deutschen Nachkommen mitbringen. Es geht ihnen um Macht, die ihnen, aber nicht uns dient. Sie sehen nicht in die Zukunft, haben keine Visionen und haben Angst, sich zur Nation zu bekennen. Der „Fall Hohmann“ war ein Paradebeispiel der Unterwürfigkeit oder vorauseilenden Unterwerfung. Frau Merkel mußte gleich den Vorsitzenden des Zentralrats anrufen und um Absolution für ihren zu entfernenden Partei„freund“ bitten. Stoiber schwieg noch ein bißchen, bevor er die Keule auf Hohmann herabsausen ließ. Koch wagte es sogar kurz, Hohmann zu verteidigen, bevor er in die Knie ging. Zu Schröders Besuchen in der Normandie und in Warschau war aus CDU / CSU und FDP nicht Hoffnungsvolles zu hören. Merkel, Stoiber und Westerwelle: Keine Sterne am Himmel, nur Windwolken!

Sophie Konstantin, Euskirchen

Keine Abstriche wegen Sex-Workshops

Betr.: „Nicht lieb, aber teuer“ (Folge 35)

Hartz IV und was sonst an Reformen uns den Gürtel enger schnallen läßt, weckt die Frage, wofür die Republik und die Bundesländer denn das Geld ausgeben. Wozu müssen wir sparen, warum müssen wir Kürzungen hinnehmen? Unter anderem zählt da auch die EU dazu, die noch mehr Geld von uns Bürgern haben will. In Berlin werden Frauenprojekte fast ohne Kürzungen weiter finanziert, weil sie in das rot-rote Konzept des Berliner Senats passen. Sogar Sex-Workshops sind gefördert worden, die sich auch mit Fesselpraktiken befassen. Ich bin sicher, Bund und Länder geben große Summen für Zwecke aus, die die strangulierten Bürger nicht billigen würden. Sie würden fragen, warum sie für solche Zwecke den Gürtel enger schnallen sollen. Der deutsche Sozialstaat soll gesunden. Das ist sicher richtig, aber kein Bürger soll Abstriche in seinem Lebensstandard hinnehmen müssen, weil zum Beispiel Sex-Workshops finanziert werden.

Rudi Salzacker, Bergisch Gladbach

Auf eine Stufe mit dem Zuchtvieh herabgewürdigt

Betr.: Lebensborn

Der vor fünf Monaten erschienene Bericht bedarf der Wahrheit wegen einer Ergänzung. Die Behauptung, daß „SS-Männer auf Befehl in Lebensbornheimen blonden Mädchen zu Kindern verholfen hätten“, ist nicht ganz aus der Luft gegriffen. In dem vom Missionsbüro P. Gereon Goldmann herausgegebenen Buch „Tödliche Schatten, tröstendes Licht“ über die Kriegserlebnisse des Paters Goldmann, der bei der Waffen-SS gedient hat und nach dem Krieg in Tokio eine Missionsstation aufgebaut hat, heißt es auf Seite 3 der 5. Auflage: „Unser Major erschien gegen neun Uhr. Sein Adjutant begleitete ihn: er hatte einen gelben Zettel in der Hand. Uns wurde gesagt, es liegt ein Befehl des Reichsführers der SS, Heinrich Himmler, zum ‚Julfest‘ vor. Dieser Befehl sei nur für die SS und müsse gegenüber allen anderen streng geheimgehalten werden. Der Adjutant las – hier sinngemäß wiedergegeben – folgenden Text von dem gelben Blatt ab: ‚Männer, hier spricht der Reichsführer zu seinen Soldaten. Unser glorreicher Sieg über Polen hat uns Ruhm gebracht, aber er hat auch das Blut vieler tapferer Deutscher gefordert. Diese Soldaten kehren nicht mehr nach Hause zurück. Familien verloren die Väter, Bräute ihre zukünftigen Männer. Einen solchen Verlust kostbaren deutschen Blutes müssen wir ersetzen. Der Sieg ist erst dann sicher, wenn der heilige Strom des Blutes erneuert wird. Das aber ist die Aufgabe der SS, der Elitetruppe des Führers. Wir müssen dem Führer Kinder schenken, den Strom des Blutes wieder fließen lassen. Viele edle Mädchen in der Heimat sind bereit, auf diese Weise dem Vaterland zu dienen. Jeder SS-Mann, der dazu willens ist, bekommt zu diesem Zweck Sonderurlaub. Der Staat übernimmt alle Unkosten und wird dem jeweiligen Vater eine Belohnung von 1.000 Reichsmark ausbezahlen.‘“

Als Wortführer antwortete Goldmann empört darauf und sagte: „Zum Schluß entrüstete ich mich über das Ansinnen, daß heute jene, die sich selbst als Elite und als ‚echte Deutsche‘ bezeichnen, uns auffordern, auf Befehl Kinder zu zeugen, und uns damit auf die Stufe von Zuchtvieh herabwürdigen, dem eine Prämie gewährt würde.“

Es hat in der Zeit des Dritten Reiches Dinge gegeben, die nicht akzeptabel waren und in diesem Bewußtsein von der Führung streng geheim gehalten wurden. Es gehört zur Aufarbeitung dieser Zeit, dies wahrheitsgemäß offenzulegen.

Dr. Gustav Krüger, Herrenberg

Wohin gehst du, Königsberg?

Caroline v. Gottberg nimmt die Aufführung von Siegfried Matthus' Opernvision von Rainer Maria Rilkes »Cornet« durch die Deutsche Oper Berlin in der Philharmonie der Kantstadt zum Anlaß, der Frage nach der Zukunft der ostpreußischen Hauptstadt nachzugehen



Königsbergs Dom: *Er ist zum markanten Symbol des Wiederaufbaus geworden und steht für die Identitätsfindung der geschundenen Stadt. In ihm sollte die Aufführung der Opernvision des „Cornet" ursprünglich stattfinden.* Foto: Papendick

Geht man durch Königsberg, so ist man einer Flut unterschiedlichster Eindrücke ausgesetzt: Trostlos anmutende Gebäude im Sowjetstil, alte Mütterchen mit einigen Pilzen, Knoblauchzehen und Pflaumen zum Verkauf an der Straße, Armut, Alkoholismus. Das ist die eine Seite, die grell ins Auge sticht. Genauso aber sieht man auch Eleganz, Villen in den Vororten, Schaufenster mit westlichen Produkten und Marken; man spürt die mitreißende Schnelligkeit und Lebendigkeit einer pulsierenden Großstadt. Die Eindrücke sind so zwiespältig und zerrissen wie die Stadt selbst.

Königsberg – die deutsche Vergangenheit ist sichtbar, wenn man sie sehen will: vom Kopfsteinpflaster über die Stadttore – beispielsweise Brandenburger und Friedländer Tor – bis hin zu Resten erhaltender Bausubstanz in den Vororten. Die Gegenwart ist russisch. Es bleibt die Frage nach der Zukunft: Quo vadis Königsberg?

Das einstige deutsche Königsberg zu negieren, hieße, einen wichtigen Teil europäischer Kultur aufzugeben. Früher war die Stadt eine Drehscheibe zwischen Ost und West, konnte eine besondere Verbindung zwischen den Völkern schaffen. Aufgrund seiner geographischen Lage wird dies immer das Potential und letztendlich auch die Aufgabe der Pregelstadt sein.

Die Zukunft Königsbergs ist untrennbar verbunden mit seiner deutschen Vergangenheit. Wie könnte diese Stadt besser ihr Profil finden, als indem sie von ihren geistigen Traditionen und Ursprüngen profitierte? Dies ist eine Erkenntnis, die sich unter den in Königsberg lebenden Menschen mehr und mehr durchsetzt.

Und so gleicht dieser Bericht einer Spurensuche in der Vergangenheit, einer Beschreibung der Gegenwart und gibt zugleich einen hoffenden Ausblick in die Zukunft.

Ein hoffnungsfroh stimmendes Ereignis war das im Rahmen der Deutsch-Russischen Kulturbegegnung 2003/2004 „Kulturen im Dialog" stattfindende Gastspiel der Deutschen Oper Berlin in Königsberg. An zwei Abenden wurden die Aufführungen der Opernvision „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke" von Siegfried Matthus, dem 1934 in Mallenuppen, Kreis Darkehmen (Angerapp) geborenen Komponisten, präsentiert. Die musikalische Leitung beider Aufführungen oblag dem Dirigenten Will Humburg, der schon an drei verschiedenen Inszenierungen der Opernvision von Matthus mitwirkte.

Die von Berlin aus in einer Sondermaschine angereisten Musiker der Deutschen Oper fanden Bedingungen besonderer Art vor, die sie so ganz bestimmt nicht in einer anderen europäischen Großstadt erfahren hätten. Zunächst einmal hatte das Konzert nicht, wie ursprünglich geplant, im Königsberger Dom stattfinden können. Dies wäre zwar von besonderem Symbolwert gewesen, war aber aufgrund von Bauarbeiten im Dom nicht möglich. So war man auf die jetzige „Kaliningrader Philharmonie", die ehemalige katholische Kirche „Zur Heiligen Familie", ausgewichen. Die 1907 nach dem Entwurf von Fritz Heitmann errichtete Kirche erlitt während des Krieges erhebliche Schäden. Sie wurde im Jahr 1980 in Form eines Konzertsaals rekonstruiert.

Schon der Aufbau der Instrumente und die ersten Proben hielten Unvorhergesehenes bereit, da die Russen andere Angaben über die Maße im Innern der Kirche gemacht hatten, als sie der Wirklichkeit entsprachen. Manche plötzlich auftretende Schwierigkeit wurde mit dem Satz quittiert: „In Rußland ist alles anders." Nichtsdestotrotz konnten auftretende Probleme dank des besonderen Engagements und der Geduld aller Beteiligten gemeistert werden.

Der Begrüßung und Eröffnung des Konzerts, bei der auch der deutsche Konsul Cornelius Sommer anwesend war, folgte eine Schweigeminute angesichts der jüngsten tragischen Ereignisse in Rußland.

Anschließend gab Komponist Siegfried Matthus seiner Freude Ausdruck, seine Komposition dem deutsch-russischen Publikum vorstellen zu dürfen. Der Gouverneur Wladimir Jegorow begrüßte das Gastspiel der deutschen Musiker. Der musikalische Austausch sei „ein Fundament für das Gute, ein Fundament für das, was uns eint".

Hätte es ein passenderes Stück geben können, als gerade den „Cornet"? Dieses erfolgreichste und bekannteste Werk Rainer Maria Rilkes ist für sich genommen schon wie eine tiefe Musik. Der Dichter schrieb einmal, es sei das Produkt einer einzigen Nacht gewesen, „einer Herbstnacht, hingeschrieben bei zwei im Nachtwind wehenden Kerzen". Ein Werk, das von der Spannung und der Tragik erzählt, die zwischen erwachendem, tiefem Gefühl und militärischer Härte, zwischen Liebe und Tod liegen.

Christoph Rilke von Langenau und seine Gefährten wollen gegen die Türken zu Felde ziehen. In glühender Hitze reiten sie durch das weite Land, bis sie auf das Heer treffen. Der General Graf Spork ernennt Rilke zum Cornet, zum Fahnenträger des Heeres. Verschiedene Erlebnisse werden dem Cornet zu Visionen.

Nach seiner ersten Liebesnacht erlebt er einen überraschenden Überfall der Türken. Das Schloß der geliebten Gräfin steht in Flammen – der Cornet reißt sich los, zieht in den Kampf und fällt.



Die Künstler beim Schlußapplaus nach der Aufführung des „Cornet" in der „Kaliningrader Philharmonie", der ehemaligen katholischen Kirche „Zur Heiligen Familie": *Im Zentrum der Komponist Siegfried Matthus, rechts von ihm der Dirigent Will Humburg* Foto: v. Gottberg

Faszinierend waren die musikalischen Gegensätze: Kontrastreich wurde mit Schlagzeug und Flöten die militärische Härte des Heeres umgesetzt. Mit zartem, innigen Ausdruck wurde die erste Liebeserfahrung des jungen Cornet, wunderschön gesungen von Ulrike Mayer und Carolin Masur, interpretiert. Diese so prägnant herausgearbeiteten Gegensätze schienen in ihrer Eindringlichkeit besonders mahnend, offenbarten sie doch die Tragik und schreckliche Aussichtslosigkeit des Kriegsgeschehens.

Mit seiner Opernvision wendet sich Siegfried Matthus gezielt gegen die Kriegs- und Heldenverherrlichung, für die man Rilkes Dichtung – entgegen ihrer Absicht – oft mißbraucht hat. Vielmehr geht es um die Tragik von Krieg und Tod und um die Sinnlosigkeit von Zerstörung.

Musik, diese große Universalsprache, muß nicht übersetzt werden. Verstehen erschließt sich durch das Fühlen. Und so zog die Opernvision über den jungen Cornet von Langenau die Zuhörer in der gut besuchten „Kaliningrader Philharmonie" in ihren Bann.

Auf dem sich anschließenden Empfang der Philharmonie konnten die Eindrücke ausgetauscht werden. Begeisterte Stimmen nach dem verbindenden Musikerlebnis reichten von: „Da kann man gar nicht viel sagen, es war einfach beeindruckend" bis hin zu „... ein ganz großes Erlebnis". Ein 17jähriger russischer Schüler, der hervorragend deutsch sprach, erzählte, daß er sich besonders für zeitgenössische Musik interessiere. Zudem sei für ihn ein deutsches Konzert in der Philharmonie etwas Einmaliges. Auffallend viele jüngere Russen, sogar einige Kinder, besuchten das Gastspiel. Sowohl Komponist als auch Dirigent waren eine ganze Weile umlagert vom Publikum und gaben Autogramme. Nach dem gegenseitigen Austausch von Geschenken wünschte die Intendantin der Deutschen Oper Berlin, Kirsten Harms, daß sich Königsberg weiterhin öffnen möge und der Stadt eine „geistvolle und freie Zukunft" beschieden sei.

Auf der Suche nach dem gemeinsamen Fundament

Die Zukunft wird in der gemeinsamen Vergangenheit zu finden sein. Immer wieder habe ich mich in Königsberg gefragt, wie offen den Deutschen gegenüber die Russen wirklich sind. Dabei habe ich unterschiedliche Erfahrungen gemacht: Im „Hotel Kaliningrad", schlechthin dem Hotel in zentraler Lage, das vielen deutschen Besuchern als Unterkunft dient, wird an der Rezeption kein Deutsch gesprochen! Als ich auf englisch nach einer nahegelegenen Straße fragte, um die Kunstgalerie aufzusuchen, wurde ich von einem Hotelangestellten zum nächsten geschickt. Auch auf Englisch erhielt ich keine brauchbare Auskunft. Als ich meinen Stadtplan auspackte, um mir zeigen zu lassen, wo sich das Museum denn genau befände, entgegnete mir die Dame am Empfang, sie habe ihre Brille nicht auf. Als ich dennoch nicht locker ließ, bekam ich zur Antwort: „Ich komme aus Usbekistan und kenne mich hier nicht aus." Letztlich fragte ich einige Passanten auf der Straße, die mir mit großem Engagement auf russisch die gewünschte Wegbeschreibung gaben. Solche völlig unverständlichen Erlebnisse weiß wohl jeder zu berichten, der sich auf das „Abenteuer Königsberg" einläßt.

Doch auf der anderen Seite ist mir klar geworden, daß die Russen – jenseits aller politischen Willkür – auf der Suche nach ihrer Vergangenheit sind. Das ist daran zu erkennen, mit welchen Augen sie *heute* ihre eigene Stadt betrachten.

In den Bombennächten des August 1944 brannte das historische Stadtzentrum mit dem Schloß nieder. Die stehengebliebene Schloßruine wurde Ende der 60er Jahre auf Beschluß der sowjetischen Parteiführung abgerissen. Eine kleine Gruppe von Intellektuellen, die versuchte, dies zu verhindern, konnte nichts zur Rettung des Schlosses bewirken; die Beteiligten verloren statt dessen ihre Arbeitsplätze. Zu dem Zeitpunkt erschien in der örtlichen Zeitung ein Artikel, in dem es hieß: „Die Schloßruine muß weg aus der Stadtmitte. An ihrer Stelle muß ein neues, lichtes und fröhliches Gebäude errichtet werden, das die Zeit, den Geist der Epoche symbolisiert." Das heute auf dem Platz der einstigen Schloßanlage stehende „Haus der Räte", ein vor sich hinrottender, ungenutzter Betonklotz, ist weder licht noch ist er fröhlich. Gespenstisch und trostlos sind passendere Attribute zur Beschreibung dieser baulichen Katastrophe.

Heute wird das ironisch als „Betonschloß" bezeichnete Bauwerk im Volksmund „Fluch Gottes" oder auch „Fluch der Preußenkönige" genannt. Unsere Reiseleiterin dazu ironisch: „Da haben sich die Politiker ihr Betonschloß errichtet. Jetzt witzeln die Russen, daß man diesen sinnlosen Bau doch Bin Laden als Übungsziel anbieten sollte." Diese Worte sind Ausdruck und Spiegelbild einer sich zunehmend wandelnden Einstellung.

Und wenn unsere Reiseleiterin geradezu von einer beginnenden „Preußenrenaissance" sprach, so läßt dies für die Zukunft hoffen. Denn immerhin liegt das mittlere Ostpreußen, diese „russische Insel in Europa und europäische Insel in Rußland", Berlin näher als Moskau.

Was bleibt in einer Stadt an Gemeinsamkeit, wo doch Willkür und Ideologie ihr zerstörerisches Werk vollendet zu haben scheinen, wo alles Deutsche untergegangen zu sein scheint. Scheint. Der Dom liegt wieder als ein Zentrum, wie eine Insel der Hoffnung, mitten im Herzen der Stadt.

Ein alter Russe, den ich am Dom mehrfach traf, erzählte mir die ganze Geschichte dieses Bauwerks, unter anderem auch, daß der Bau auch dank der finanziellen Unterstützung der Landsmannschaft Ostpreußen wiedererrichtet worden sei. Immer wieder betonte er, der Dom sei die Wiege der deutschen Geschichte in Königsberg, aber er sei auch ein Stück europäischer Geschichte. Was in Königsberg passiert sei an Zerstörung, sei eine Tragödie und zugleich ein lebendiges Mahnmal für die Menschheit. Auf meine Frage, wie es denn zu diesem großen Unterschied

Fortsetzung auf Seite 14

Wohin gehst du ...

Fortsetzung von Seite 13

zwischen der offiziellen politischen Linie und dem Empfinden der in Königsberg lebenden Menschen käme, erwiderte er resigniert: „Wir sind doch Geiseln der Politik.“

Auch diese Begegnung war für mich ein wiederholter Beweis dafür, daß die Russen in Ostpreußen auf der Suche nach dem deutschen Erbe sind.

Was bleibt nach einer derartigen Reise, nach so einem Erlebnis als inneres Fazit? Das heutige Königsberg ist russisch geprägt, doch Spuren seiner deutschen Vergangenheit zeigen sich dem suchenden Auge. Ich habe mit jungen und alten Russen gesprochen, die mit großer Offenheit und Interesse den Wurzeln Königsbergs zugewandt sind.

Trotz alles geschehenen Unheils: Unser großes gemeinsames Potential ist unsere gemeinsame Vergangenheit. Und vor diesem Hintergrund wächst die Hoffnung auf eine gemeinsame, europäische Zukunft. Dies muß keine Träumerei bleiben. Ein hoffnungsvolles Beispiel ist der schon erwähnte wiedererrichtete Dom.

Der an der Königsberger Universität lehrende russische Professor Wladimir Gilmanov schrieb Anfang der 90er Jahre in dem Vorwort seines Buches „Königsberg – Kaliningrad. Erinnerungen und Erkundungen“ die heute visionär anmutenden Sätze: „Königsberg hat seine Seele nicht eingebüßt und auch seine über 700jährige Geschichte nicht verloren, seine Vergangenheit nicht und, was besonders wichtig ist, auch nicht seine Zukunft. Symbolische Sprache anwendend könnte man sagen, daß das pochende Herz Königsbergs in den Ruinen des Königsberger Doms liegt. Und wer sich mit aufgeschlossenen Sinnen der vermeintlich untergegangenen Stadt nähert, der kann das kaum hörbare Pochen durchaus wahrnehmen. Der Dom verkörpert in gewisser Weise das ganze tragische Geschick von Königsberg und seinem Umland, von Nordostpreußen. Der Dom liegt in Ruinen, aber er scheint über eine unlöschbare, unerschöpfliche Energie zu verfügen, deren geistiger Gehalt uns mahnend an ein schauervolles und zugleich erlösendes Geheimnis erinnert. Dieses Geheimnis waltet über dem nördlichen Ostpreußenland, und der Geist der Wahrheit enthüllt uns, daß es das furchtbare Erbe der gemeinsamen Sünden beider Völker ist. Aber ebenso wird deutlich, daß es auch das tröstende Geheimnis der Erlösung ist, das im notwendigen, lebenswichtigen Miteinander in diesem Land besteht.“

Welch ein Symbolwert hat die Wiedererrichtung des Doms gerade vor dem Hintergrund dieser Zeilen. Der Dom ist zum markanten Symbol des Wiederaufbaus geworden, er steht für die Identitätsfindung der geschundenen Stadt. An der Nordostecke des Doms befindet sich das Grabmal Immanuel Kants, an dessen 200. Todestag in diesem Jahr gedacht wurde. Der steinerne Sarg unter dem Portikus ist immer mit frischen Blumen belegt. Auffallend ist, daß zahlreiche Hochzeitsgesellschaften zum Dom „pilgern“, um sich vor angemessener Kulisse fotografieren zu lassen.



Ein Zeichen für die Toleranz, die in Königsberg herrschte: *Der Granitfindling an der Nordostecke des Doms erinnert an Julius Rupp, der 1846 die erste freie evangelische Gemeinde in der Stadt gründete.* Foto: v. Gottberg

An der Nordostecke des Doms erinnert ein Granitfindling an Julius Rupp, der 1846 in Königsberg die erste freie evangelische Gemeinde gründete. Auch dies ist ein Zeichen für die Toleranz, die in dieser Stadt herrschte und die eine geistige Tradition Königsbergs ist. Das originale Reliefbildnis von Julius Rupp, das von seiner Enkelin Käthe Kollwitz, einer gebürtigen Pregelstädterin, stammte, ging in den Kriegswirren verloren. Es wurde durch eine Kopie ersetzt. In deutscher und russischer Sprache sind auf diesem Gedenkstein die Worte zu lesen: „Wer nach der Wahrheit, die er bekennt, nicht lebt, ist der gefährlichste Feind der Wahrheit selbst.“ Mahnende Worte für diejenigen, die sich die Zeit nehmen, einige Minuten an diesem Stein zu verweilen. Der Russe, mit dem ich ins Gespräch gekommen war, äußerte mir gegenüber: „Schröder und Putin müßten gemeinsam hierher kommen, um dies zu lesen, aber es kommt keiner.“

Im Dom selbst befindet sich ein über mehrere Etagen erstreckendes Museum, das dem Leben und den Werken des berühmten Königsberger Philosophen gewidmet ist. Der Name Königsberg ist untrennbar verbunden mit dem Namen Immanuel Kants. Und so ist es besonders schön, daß heute in dem Dom-Museum, des großen Philosophen gedacht wird. Denn sein so bekannt gewordener kategorische Imperativ – „Handle so, daß die Maxime Deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte“ – ist von zeitlosem, immer noch gültigem Wert.

Wer hätte sich denn vorstellen können, daß der Dom, diese Kernzelle des alten Königsberg, wiedererstehen könnte. Anfang der 90er Jahre schienen solche Vorstellungen bloße Illusion zu sein. Doch weil es Menschen mit Visionen gab, ist aus der Illusion Wirklichkeit geworden.

Wenn der große Gedanke der Völkerverständigung und des versöhnten Miteinanders scheitern wird, dann deshalb, weil den politischen Entscheidungsträgern in Moskau und Berlin das Wohl Königsbergs gleichgültig ist.

Was Königsberg braucht, sind Menschen mit dem Wissen um die Vergangenheit und mit Liebe für die Gegenwart. Was Königsberg braucht, sind Menschen mit Visionen für das Miteinander der Völker, mit Visionen für eine europäische Zukunft. Es gilt, das Trennende endlich zu überwinden und das Gemeinsame zu entdecken und zu fördern. In diesem Sinne hat das Gastspiel der Deutschen Oper Berlin einen wichtigen Beitrag zum deutsch-russischen Miteinander geleistet.

Mögen die Schritte des Aufeinanderzugehens auch klein sein – sie sind hoffnungsvolle Wegweiser für die Zukunft.

Und der wiedererstandene Dom im Herzen Königsbergs – gestern wie heute ein geistiges Zentrum der Stadt – ist Symbol, Hoffnungszeichen und Beweis dafür, daß aus Visionen Wirklichkeit werden kann. ■

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied und Familienfreunde,

ein Brief aus unserem Leserkreis hat mich sehr berührt. Er enthält eine Einladung an alle Nachkommen der ostpreußischen Sippe Jung, deren bekannteste Angehörige ja unsere unvergessene Dichterin **Frieda Jung** ist – allein ihr Buch „In der Morgensonne“ zählt zu den Perlen unserer Heimatliteratur. Ihr Vater war der 1826 in Insterburg geborene Lehrer **August Heinrich** Jung, dessen Bruder **Gustav Gottlieb** Jung mit seiner Ehefrau **Magdalene** geborene **Girod** während des Ersten Weltkrieges in das Ruhrgebiet zu ihren dort lebenden Kindern zog. Am 27. September 1924 konnte das hochbetagte Ehepaar in Mülheim / Ruhr-Styrum seine Diamantene Hochzeit feiern. Nun fand einer ihrer Nachkommen, der Bonner Journalist **Eberhard Jung**, beim Stöbern in den Familienpapieren ein Exemplar der gedruckten Einladung zu dieser Jubelfeier und beschloß: Wir feiern noch einmal posthum dieses Ereignis mit den noch lebenden Nachkommen und Verwandten. So will man sich zu einer Familien- und Kennenlern-Feier am 25. September in MH-Styrum treffen. Leider ist uns dieser Termin so kurzfristig mitgeteilt worden, daß wohl nur die interessierten Familienangehörigen aus der näheren Umgebung kommen können. Schade, ich hätte gerne daran teilgenommen, denn – jetzt kommt meine erwähnte Berührtheit – meine Urgroßmutter war eine **Anna Maria** Jung und stammte, wie Frieda Jung es einmal gegenüber meiner Mutter bestätigte, aus dem Jung'schen Clan. Der sehr, sehr kinderreich war, denn Gustav und August Jung hatten noch neun weitere Geschwister – meine Urgroßmutter zog dann eifrig nach und brachte es auf 16 Geburten! Gustav, der bei seiner Diamantenen Hochzeit 87 rüstige Jahre war, hatte „nur“ vier Kinder: **Fritz**, **Anna**, **Louis** und **Gustav**. Durch deren Heirat kamen noch die Namen **Dirks**, **Spring**, **Augustin** und **Spoddeck** in die Familie. Louis ist der Großvater von Eberhard Junge, Nachkommen von Fritz leben heute in Wesel. Vielleicht lesen auch ostpreußische Verwandte – so die Nachkommen der Familie Girod aus Judtschen - diese Einladung, die ich hiermit weitergebe, und melden sich bei Eberhard Jung, Deutschherrenstraße 131 a in 53179 Bonn, Telefon (02 28) 33 09 01 oder bei Wolfgang Jung, Tiergartenstraße 55 in 46485 Wesel, Telefon (02 81) 5 62 23. Die Feier findet am 25. September um 15 Uhr in der Feldmann-Stiftung in Mülheim / Ruhr-Styrum, Augustastraße 114 statt.

Erfreulich, wenn ostpreußische Ortschroniken mehrere Auflagen erzielen, beweist es doch, wie groß das Interesse auch an kleinen Ortschaften ist und welch eine starke Verbindung die vertriebenen Familien noch immer zu ihrer engeren Heimat haben. So konnten **Hannelore** und **Horst Dörn** mir mitteilen, daß seit der Erstellung der Chronik von Königsberg-Tannenwalde im Jahr 1995 inzwischen die dritte erweiterte Auflage erschienen ist. Nun erfuhren sie, daß bereits Ende der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Buch über Tannenwalde herausgegeben wurde: „10 Jahre Siedlung Tannenwalde, Ostpreußen 1919-1929“. Als verantwortlich für den Inhalt des 1929 in Düsseldorf erschienenen Buches zeichnete **Th. P. Braun**. Es wird nun dringend von dem Ehepaar Dörn gesucht, damit die Chronik ergänzt werden kann. Vielleicht besitzt es ja jemand aus unserm Leserkreis? (Hannelore und Horst Dörn, E.-Wulff-Weg 5 in 17491 Greifswald, Telefon 0 38 34 / 8 14 56.)

Eure

Ruth Geede

Ohne Vergangenheit keine Zukunft

Dritte »Samländische Kulturwoche« der Kreisgemeinschaft Fischhausen in Rauschen

Von Bärbel Beutner

Als der Kreisvertreter von Fischhausen Louis Ferdinand Schwarz 1991 beim Kreistreffen in Pinneberg ankündigte: „Das nächste Kreistreffen findet in Rauschen statt!“, schauten sich die Samländer befremdet um. Eine unvorstellbare Idee! Inzwischen ist das Unvorstellbare Wirklichkeit geworden: In der zweiten Augusthälfte wurde die „Samländische Kulturwoche“ veranstaltet, die nunmehr dritte in Ostpreußen.

Nachdem Louis-Ferdinand Schwarz zusammen mit Rauschens Bürgermeister Leonidowitsch Alexew am Montag, dem 26. August, die Kulturwoche samt zugehöriger Ausstellung im örtlichen Kulturhaus feierlich eröffnet hatte, stellte bereits der nächste Tag die Teilnehmer vor die Qual der Wahl, denn zeitgleich wurde sowohl eine Rundfahrt mit der Bezeichnung „Großer Ostpreußenring“ als auch eine Fahrt zu den Kirchen im Samland unter der Führung des Archivars Anatolij Bachtin angeboten und auch durchgeführt.

Am Mittwoch fand neben einem Kolloquium im Rauschener Kulturhaus mit Professor Dr. Koptzev eine Tagesreise bis nach Pillau statt. Auf der Reise dorthin wurde Fischhausen besucht. In der Kreisstadt wurden die Deutschen vom Bürgermeister Alexander Mamajew und seiner Vorgängerin Glafira Grigorenko herzlich begrüßt. Er führte seine Gäste zu der vom Volksbund und der Kreisgemeinschaft Fischhausen errichteten Gedenkstätte, die sich in einem sehr gepflegten Zustand befand.

Mit Pillau verbindet die Kreisgemeinschaft ein Partnerschaftsvertrag, der zu einem gemeinsamen Aufbau des Museums und zu einem Schüleraustausch geführt hat. 1999 hatte Louis-Ferdinand Schwarz den Besuch von zwölf Jugendlichen in Ritterhude bei Bremen organisiert. Der Bürgermeister der Hafenstadt, Viktor Koschelew, begrüßte die deutschen Gäste, und der Leiter des Museums, Dr. Sergej Jakimow führte sie durch die Stadt. Er zeigte ihnen die Museen, den Friedhof, den Hafen und die Zitadelle, und hier wurden Erinnerungen wach. 1999 war die Zitadelle, die seit 1945 von keinem Deutschen betreten worden war, zum ersten Mal geöffnet worden, ein unvergeßliches Erlebnis für die Teilnehmer der Samländischen Kulturtage damals. „Der erste Westdeutsche, der die Zitadelle betreten hat, war Louis-Ferdinand Schwarz“, betonte Jakimow denn auch.

Die anstrengenden Reisetage hatten die Energiereserven der Gäste aber nicht aufgebraucht. Pünktlich um 20 Uhr fanden sich über 60 Zuhörer im Club des Militärsanatoriums, sprich im Kulturhaus in Rauschen, ein, um einen Vortrag über die „Sozialökonomische Situation im Samland“ zu hören.

Ein Besuch im Samland ohne die Nehrung – das geht nicht. Petrus meinte es gut und bescherte einen sonnigen Tag inmitten des sonst „durchwachsenen“ Wetters, so daß auch die Badehungrigen auf ihre Kosten kamen. Wer bis nach Nidden fuhr – die litauisch verwaltete Seite der Nehrung verlangt ein gesondertes Visum – konnte das Thomas-Mann-Haus besichtigen, wer nur bis Pillkoppen fuhr, konnte die Vogelwarte in Rossitten besuchen. Allen aber wurde das unvergeßliche Naturerlebnis „dieser Welt des Schweigens“ (Ernst Wiechert) zuteil.

Der Regen wollte den ganzen Tag nicht aufhören, als die Stadtrundfahrt in Königsberg anstand. Die Führung übernahm die Reiseleiterin Inna, die sich bald als Kant-Enthusiastin entpuppte. Die erste Station wurde denn auch an der Stelle gemacht, wo einst Kants Geburtshaus stand. An dem Häuserblock hat die Kreisgemeinschaft Fischhausen am 22. April 2004 eine Tafel mit einem Kant-Porträt angebracht.



Die förmliche Eröffnung der Kulturwoche: *Rauschens Bürgermeister Walerij Leonidowitsch Alexew (links) und Fischhausens Kreisvertreter Louis-Ferdinand Schwarz* Fotos (2): Plehn

Grundsätzlich wird bei den Russen am Freitag und Sonnabend geheiratet. Am Dom fuhren deshalb geschmückt Wagen vor, Brautpaare stiegen aus, und der Bräutigam trug die Braut über die Honigbrücke – ein lieber deutscher Brauch ist übernommen worden.

Fast auf den Tag genau 60 Jahre nach dem Bombardement Königsbergs standen die Samländer vor dem wiedererbauten Dom. Hauptziel war das Kantmuseum, und Inna stellte Kants Leben und seine Lehrtätigkeit anhand der Exponate vor. Als Schülerin von Prof. Dr. Gilmanow hielt sie völlig frei einen Vortrag, legte Kants Forderung nach Selbstbestimmung und Verantwortung des mündigen Menschen dar und hob Kant als einen der Weltweisen hervor. Sie zitierte die drei Formeln des Kategorischen Imperativs und machte ihren Zuhörern mit einem weiteren Kant-Zitat besondere Freude: „Wenn alle Menschen nur über das sprechen würden, wovon sie eine Ahnung haben – so herrschte in der Welt eine schreckliche Stille.“ Ehrfürchtig führte sie die Gäste zu Kants Totenmaske und wußte zu berichten, daß seine letzten Worte am 12. Februar 1804 lauteten: „Es ist gut!“



Im samländischen Kinderdorf Salem: *Louis-Ferdinand Schwarz (links) begrüßt den Chefredakteur der* Kaliningrader Prawda *Boris Nisnewitsch.*

Der Aufenthalt in Königsberg, bei dem noch der Lasch-Bunker und das Bernsteinmuseum im Dohna-Turm besichtigt wurden, endete mit einem Höhepunkt der Samländischen Kulturtage: mit dem Konzert im Dom. Überwältigend war bereits der Eintritt ins Innere des Domes. Die Glasfenster, der verputzte Innenraum, die fertige Empore und das hohe Gestühl machen den Dom wieder zu einem würdigen Gotteshaus. Mehrere Landsleute beteten, bevor sie sich hinsetzten. Welch ein Unterschied zu dem Konzert im Juli 1999, als die Wände mit dunklen Tüchern verhängt waren und Stühle herbeigetragen werden mußten. Und doch war gerade das Konzert 1999 ein bahnbrechendes Ereignis in der Geschichte der Stradt gewesen: Ein deutscher und ein russischer Chor sangen gemeinsam. In seiner Begrüßung erinnerte Louis-Ferdinand Schwarz an die Mitwirkung des Männerchores aus Dissen bei dem damaligen „Konzert der Hoffnung“. Nun konnte der Dissener Chor nicht dabei sein: Der Chorleiter Friedhelm Beckmann ist verstorben. In einer Schweigeminute wurde seiner gedacht. Der russische Chor „Credo“ von der Musikfachschule Königsberg brachte vor seinem Auftritt schon eine freudige Überraschung. Die Chorleiterin Tamara Maximowa war mit Fieber erkrankt und wollte eigentlich eine Vertreterin schicken. Nun erschien sie doch selbst und wurde schon deshalb begeistert begrüßt. Und dann begann das Konzert. Im Dom zu Königsberg erklang „Land der dunklen Wälder“. Tief bewegt standen die Landsleute auf, und es flossen Tränen. Kompositionen von Rachmaninow, „Ännchen von Tharau“, die allen bekannten „Abendglocken“ – ob Händel oder schlichtes Volkslied, alles war ein künstlerisch ausgereifter Vortrag, und die Solostimmen waren „Weltklasse“. So urteilte ein Besucher.

Dann ging es zum Feldgottesdienst mit Totenehrung nach Germau. Pastor i.R. Klaus Schulz-Sandhof hatte als Predigttext 2. Mose, 3, 5 ausgesucht: „... ziehe deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land!“ „Auch dieser Boden ist heiliges Land“, sagte Schulz-Sandhof, „denn hier liegen zahllose Tote, denen wir heute die Ehre erweisen wollen, die ihnen einst versagt wurde.“ Die Toten verpflichten uns zur Arbeit für Versöhnung und Frieden, die wir im christlichen Geiste angehen sollen, so Schulz-Sandhof. „Ob wir Erfolg haben werden, steht nicht in unserer Macht. Aber wir wissen, daß Gott bei uns ist“, sagte er später am russischen Ehrenmal. Ein bewegender Höhepunkt des Gottesdienstes war die Einsegnung des Goldenen Ehepaares Tuschewitzki. Das anschließende Lied „Lobe den Herren“ bekam an diesem Ort und bei diesem Ereignis, das vor anderthalb Jahrzehnten undenkbar war, eine vertiefte Bedeutung.

An der Gedenktafel der Germauer Toten an der Kirchenruine legte Louis-Ferdinand Schwarz nach dem Gottesdienst ein Gebinde nieder. Das gleiche Gebinde wurde am russischen Ehrenmal niedergelegt, wo der evangelische Posaunenchor „Kaliningrad/Königsberg“, der den Gottesdienst musikalisch begleitet hatte, ein russisches Trauerlied spielte.

Die Abschlußveranstaltung fand im Kulturhaus in Rauschen statt, im ehemaligen „Cafe Düne“. Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Louis-Ferdinand Schwarz hielt eine Rückschau auf die ereignisreichen Tage und stellte die positivste Erfahrung heraus: Überall waren die Samländer freundlich und herzlich empfangen worden. In freundschaftlicher Atmosphäre waren mit allen offiziellen Stellen fruchtbare Gespräche geführt worden.

Es folgte eine lange Liste von Danksagungen. Das erste Dankeschön galt den russischen Gastgebern. Sodann erfolgte ein Dank an die Aussteller, an Pastor Schulz-Sandhof für den geistlichen Beistand und an Ludmilla Poponnikowa, die Geschäftsführerin des Kulturhauses, sowie an Eduard Kotkowskij, den Chef des Militärsanatoriums. Hier applaudierten besonders die Aussteller und alle, die in irgendeiner Form im Kulturhaus „Dienst“ getan hatten. Eine geduldigere und aufmerksamere Betreuung als die durch Ludmilla Poponnikowa und ihr Team konnte es nämlich kaum geben.

Der Bürgermeister von Rauschen gab seiner Freude über die gelungene Veranstaltungswoche Ausdruck. Er trage sich mit dem Gedanken, ein Museum über die deutsche Vergangenheit einzurichten, denn „ohne Vergangenheit kann keine Zukunft sein“. In Rauschens Ortsvertreter Hans-Georg Klemm könnte er dabei den besten Mitarbeiter finden. Ebenso wichtig aber seien Kontakt und Austausch, denn, so die bewegenden Worte von Walerij Alexejew, „nur Freundschaft und Liebe hinterlassen gute Spuren“.

Dann wurde die Bühne freigegeben für ein buntes Programm. Die russische Volkstanzgruppe Laduschky aus Rauschen führte russische Folklore und deutsche Lieder vor, und das Publikum lehnte sich entspannt zurück. Eines der „Bonbons“ war, professionell vorgetragen, das Chanson „Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt“. Und dann gab es wieder eine Überraschung. Der Chor „Credo“ unter Leitung von Tamara Maximowa erschien unerwartet, trug noch einmal Lieder aus dem unvergeßlichen Konzert vom Vorabend vor und sang gemeinsam mit den Samländern zum Abschluß das Ostpreußenlied. ■

NOTIERT

Auf ein menschliches Skelett stießen Bauarbeiter bei Renovierungsarbeiten an einem Laden in der Speichersdörfer Straße in Königsberg. Den grausigen Fund machten sie in einem Nebengebäude unter dem Fußboden. Die Kleidung an der skelettierten Männerleiche war noch gut erhalten, und in der Hosentasche fand sich der Paß mit dem Namen des Toten, Wladimir Akimow. Die Polizei ging sofort von einem Verbrechen aus und begann zu ermitteln. Schon bald fokussierten sich die Ermittlungen auf Alexander Akimow, den Sohn des Toten. Dieser hatte nämlich in der Bierkneipe gearbeitet, die sich vor ein paar Jahren in dem jetzt als Laden genutzten Gebäude befunden hatte. Obwohl der Sohn schon längere Zeit obdachlos war, konnte die Polizei ihn in der bei Obdachlosen beliebten Siedlung Alexander Kosmodemjanskogo ausfindig machen. Aufgrund der unwiderlegbaren Beweise leugnete der Verdächtige nicht und gestand die Tat. Der Vatermörder gab zu Protokoll, daß er 1997 nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis, wo er wegen Diebstahls eingesessen hatte, mit der Tatsache konfrontiert worden sei, daß er nirgendwo habe wohnen können, weil sein Vater die Familienwohnung für 20.000 US-Dollar verkauft habe. Als sein Vater ihn auf seiner Arbeitsstelle aufgesucht habe, sei es zum Streit gekommen, bei dem er seinen Vater zu Boden geschlagen und ihn mit Fußtritten getötet habe. Danach habe er die Leiche im Wärterhäuschen vergraben. Nach seinem Geständnis wurde der Mann sofort verhaftet. **MRK**

Allenstein will einen interaktiven Stadtplan mit den größten touristischen Attraktionen der Stadt wie Schloß, Hohes Tor, Altes Rathaus, mittelalterliche Stadtmauer und Kathedrale ins Internet stellen. Der Plan soll über die Internetseite der Stadtverwaltung zu erreichen sein werden. Der Interessierte würde sich dann am Computer informieren können, inwieweit es noch freie Hotelbetten gibt, welche Restaurants am beliebtesten sind, mit welchem öffentlichen Omnibus man von der einen zur anderen Seite der Stadt kommt. Die Einrichtung des elektronischen Internetstadtplanes würde 30.000 Zloty, umgerechnet knapp 7.000 Euro kosten. Diese Ausgabe müssen die Stadtverordneten noch beschließen, denn der Posten ist im Jahresetat nicht vorgesehen. ■

Seit diesem Monat gelten neue Regelungen an der Grenze zwischen dem mittleren und dem südlichen Ostpreußen. Für Personenkraftwagen, die das Königsberger Gebiet verlassen wollen, stehen zwei Fahrstreifen zur Verfügung, einer für russische und einer für Pkws aus anderen Staaten. In der Regel können die Fahrer in ihren Wagen sitzen bleiben und brauchen nicht mehr das Abfertigungsbüro aufzusuchen. Die russischen Grenzbeamten kontrollieren die Dokumente am Auto und nur in Ausnahmefällen werden sie die Insassen bitten auszusteigen. Die Abfertigung der Lastkraftwagen hat sich hingegen nicht geändert. Die Lkws werden nicht nach Nationalität getrennt. Ihnen steht nur ein Fahrstreifen zur Verfügung. ■

Eine Delegation der Vereinten Nationen hat das südliche Ostpreußen besucht, um sich ein Bild von der dortigen wirtschaftlichen Situation zu machen. Sie lobte die Verbesserung der Situation gegenüber früher, mahnte jedoch zu einer investorenfreundlicheren Haltung der Kommunalpolitiker. Den Verantwortlichen Allensteins empfahl sie eine Konzentration der Kräfte auf die Entwicklung des Tourismus, der Lebensmittel verarbeitenden Industrie und der Möbelindustrie. ■



ZUM 100. GEBURTSTAG

Pertiller, Minna, geb. Koch, aus Treuburg, Hafenstraße, jetzt Heimpfad 8, 22848 Norderstedt, am 24. September

ZUM 97. GEBURTSTAG

Fahrun, Heinrich, aus Seedorf, Kreis Lyck, jetzt Dürener Straße 18, 44892 Bochum, am 20. September

Stoeckmann, Kurt, aus Inse, Kreis Elchniederung, jetzt Waldfriedenstraße 13, 76855 Annweiler, am 24. September

ZUM 96. GEBURTSTAG

Somplatzki, Karl, aus Großalbrechtsdorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Meisenstraße 1, 59399 Olfen, am 24. September

ZUM 95. GEBURTSTAG

Podehl, Martha, geb. Bartzik, aus Vierbrücken, Kreis Lyck, jetzt Dillstraße 1, 56410 Montabaur, am 22. September

Radau, Elisabeth, geb. Schulz, aus Kleinpreußenwald, Kreis Gumbinnen, jetzt Brinkweg 10, 31737 Rinteln, am 25. September

Rinio, Emilie, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Hinter der Mühle 22, 77974 Meißenheim, am 20. September

Schwittay, Hedwig, geb. Glaubitz, aus Klein Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Maximilianstraße 6, 41472 Neuss-Holzheim, am 23. September

Vogel, Martha, geb. Bordzio, aus Erlental, Kreis Treuburg, jetzt Piccoloministraße 522, 51067 Köln, am 25. September

ZUM 94. GEBURTSTAG

Hausknecht, Dora, geb. Hausknecht, aus Holländerei, Kreis Wehlau, jetzt Justus-Brinckmann-Straße 60 K, 21029 Hamburg, am 21. September

Jeromin, Maria, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Mechtenberger Straße 168, 45884 Gelsenkirchen, am 26. September

Schlicht, Ludowika, geb. Jonischkeit, aus Lank, Kreis Heiligenbeil, jetzt Panoramastraße 9, 72144 Dußlingen, am 20. September

Segadlo, Auguste, geb. Kompe, aus Rathshof, später Seerappen, jetzt Kirchenstraße 28, 25597 Breitenberg, am 30. September

ZUM 93. GEBURTSTAG

Bergmann, Martha, geb. Zeranski-Stolletz, aus Hornheim, Kreis Neidenburg, jetzt Altenheim Ziegelwiesen 7, 23881 Alt Mölln, am 20. September

Braun, Gertrud, geb. Magenfeld, aus Grunau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Heinrich-Stahl-Straße 10, 65934 Frankfurt, am 24. September

Ebert, Herta, geb. Jortzik, aus Guhsen, Kreis Treuburg, jetzt Lauensteiner Straße 43, 01277 Dresden, am 26. September

Reichert, Ewald, aus Merunen, Kreis Treuburg, jetzt Brückelstraße 59, 47137 Duisburg, am 26. September

ZUM 92. GEBURTSTAG

Schulz, Hildegard, geb. Skuttnik, aus Rodental, Kreis Lötzen, jetzt Hans-Fallada-Straße 3, 24534 Neumünster, am 22. September

Zeisig, Kurt, aus Soltmahnen, Kreis Lyck, jetzt 3352 Devine Road, Limoges, Ontario, K4B S4, Kanada, am 25. September

ZUM 91. GEBURTSTAG

August, Hedwig, geb. Fischer, aus Merunen, Kreis Treuburg, jetzt Sträter Straße 14, 52066 Aachen, am 20. September

Broese, Ruth, geb. Skopnik, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Meßtorfstraße 16, 25436 Uetersen, am 20. September

Druba, Gerda, geb. Kawald, aus Rosenheide, Kreis Lyck, jetzt Horsthauser Straße 30, 44628 Herne, am 20. September

Gorski, Emma, geb. Milewski, aus Auersberg, Kreis Lyck, jetzt Büchelstraße 25a, 42855 Remscheid, am 24. September

Halfmann, Elisabeth, aus Lyck, jetzt Buschgasser Weg 15, 40489 Düsseldorf, am 26. September

Hübner, Anna, geb. Merckel, aus Heideckshof, Kreis Elchniederung und Kaltenb. Radomin, Kreis Neidenburg, jetzt Tannenweg 4, 25355 Bevern, am 24. September

Jogschies, Paul, aus Kastaunen, Kreis Elchniederung, jetzt Römerstraße 27, 54294 Trier, am 26. September

Lüthge, Ruth, geb. Broszio, aus Lyck, jetzt Hastedtstraße 46, 21073 Hamburg, am 21. September

Moslehner, Gertrud, geb. Sokolowski, aus Steinberg, Kreis Lyck, jetzt Langenstraße 93, 21791 Cadenberge, am 26. September

Reichert, Elisabeth, geb. Reichert, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Hauptstraße, 24796 Bovenau, am 16. September

Schülke, Rudolf, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Ringstraße 7, 38723 Seesen, am 25. September

Siekerski, Oskar, aus Skurpien, Kreis Neidenburg, jetzt Am Kerkskamp 14, 33824 Werther, am 25. September

Unruh, Willi, aus Kahlholz, Kreis Heiligenbeil, jetzt Harmsstraße 76, 24114 Kiel, am 3. September

ZUM 90. GEBURTSTAG

Badzio, Elisabeth, geb. Piontek, aus Reichensee, Kreis Lötzen, jetzt Im Orte 1, 49457 Drebber, am 24. September

Ballandies, Gustav, aus Kastaunen, Kreis Elchniederung, jetzt Am Molkenberg 8, 14778 Radewege, am 22. September

Dietrich, Marta, geb. Weber, aus Pötschwalde, Kreis Gumbinnen, jetzt Auf dem Kiewitt 30 A, 14471 Potsdam, am 26. September

Ewert, Hans, aus Lyck, jetzt Wissmannstraße 10, 37431 Bad Lauterberg, am 26. September

Gorontzki, Berta, aus Keipern, Kreis Lyck, jetzt Wittenbergstraße 20, 44651 Herne, am 24. September

Mahnke, Eva, geb. Palußek, aus Lyck, Bismarckstraße, jetzt Petrikirchstraße 43, 37077 Göttingen, am 20. September

Nickloweit, Grete, geb. Masuhr, aus Raging, Kreis Elchniederung, jetzt Altenwalder Chaussee 28, 27474 Cuxhaven, am 21. September

Regge, Charlotte, geb. Wittwer, aus Treuburg Markt, Kreis Treuburg, jetzt Im Redder 21, 25746 Heide, am 24. September

Reiche, Elfriede, aus Lyck, jetzt Bekstraße 15, 22880 Wedel, am 20. September

Schwark, Hubert, aus Heilsberg, jetzt Am Dorfteich 9, 15898 Neuzelle OT Bornsdorf, am 24. September

Stammwitz, Frieda, geb. Lubnow, aus Schönau, Kreis Schlochau/Pommern, jetzt Rammseinweg 17, 14165 Berlin, am 23. September

ZUM 85. GEBURTSTAG

Buschmann, Elfriede, geb. Kullak, aus Treuburg, Bahnhofstraße 14, jetzt Am Sportplatz 8, 29313 Hambühren, am 26. September

Christensen, Luise, geb. Duschnat, aus Klein Friedrichsgraben, Kreis Elchniederung, jetzt Nik.-Matthiesen-Straße 21, 24941 Flensburg, am 24. September

Darge, Hildegard, geb. Dannenfeldt, aus Lyck, Lycker Garten 53, jetzt Baumstraße 44, 27753 Delmenhorst, am 25. September

Dinkat, Eva, geb. Teich, aus Rokitten, Kreis Elchniederung, jetzt Weinbrennerweg 8 A, 13407 Berlin, am 22. September

Dobers, Hilde, geb. Dargel, aus Masuren, jetzt Kettlerstraße 30, 33154 Salzkotten, am 26. September

Füßlein, Marie, aus Seehag, Kreis Neidenburg, jetzt Immenweg 13 C, 12169 Berlin, am 25. September

Gusewski, Erich, aus Nußberg, Kreis Lyck, jetzt Achtstraße 97, 39343 Bornstedt, am 26. September

Homann, Johanne, geb. Rehberg, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Kampschulteweg 1, 37671 Höxter, am 1. September

Jeroch, Gustav, aus Eichensee, Kreis Lyck, jetzt Sandbrink 6, 38877 Benneckenstein, am 24. September

Jucknies, Hildegard, geb. Tomath, aus Kischen, Kreis Elchniederung, jetzt Schützenwaldweg 10, 79540 Lörrach, am 20. September

Ködel, Hildegard, geb. Rasch, aus Eibenau, Kreis Treuburg, jetzt Babelsberger Straße 2, 39114 Magdeburg, am 23. September

Libuda, Hilde, geb. Petrick, aus Klein Friedrichsgraben, Kreis Elchniederung, jetzt Liegnitzer Straße 6, 31303 Burgdorf, OT Ramlingen-Ehlers, am 23. September

Lux, Erich, aus Groß Nuhr, Kreis Wehlau, jetzt Pfauenweg 14, 32130 Enger, am 25. September

Martzian, Derhard, aus Neumalken, Kreis Lyck, jetzt Jägerstraße 19, 51503 Rösrath, am 22. September

Mertineit, Horst, aus Tilsit, jetzt Schoorteich 28, 24248 Mönkeberg, am 11. September

Neumann, Margarete, geb. Feyerabend, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Wenningstedter Weg 24, 25980 Westerland, am 22. September

Ponneleit, Helene, geb. Kühn, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Ostlandstraße 33, 24787 Fockbeck, am 19. September

Raab, Irmgard, geb. Korthals, aus Heiligenbeil, Am Sportplatz 9a, jetzt Gutenbergstraße 2, 33615 Bielefeld, am 12. September.

Rademacher, Elfriede, geb. Schrewe, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Rudolf-Albrecht-Straße 44, 31542 Bad Nenndorf, am 24. September

Salan, Helmut, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Hanbuscher Straße 24, 51580 Reichshof-Eckenhagen, am 26. September

Schenkluhn, Frieda, geb. Gonschor, aus Gr. Jauer, Kreis Lötzen, jetzt Wohnstift Beethoven, 53332 Bornheim, am 18. September

Schmidtke, Willi, aus Diebauen, Kreis Treuburg, jetzt Auestraße 9, 51379 Leverkusen, am 22. September

Schwagrzinna, Helmut, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Schnoienstraße 41, 18273 Güstrow, am 24. September

Stanko, Heinz, aus Blumental, Kreis Lyck, jetzt Eggeloger Straße 22, 26655 Westerstede, am 23. September

Szonn, Frieda, aus Hohensprindt, Kreis Elchniederung, jetzt Klein Grindau 2, 29690 Schwarmstedt, am 22. September

Tischbein, Ursel, geb. Schild, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 59, jetzt Friedrich-Schulstraße 30, 42105 Wuppertal, am 26. September

Trawny, Kurt, aus Puppen, Kreis Ortelsburg, jetzt Krühbusch 27, 42277 Wuppertal, am 26. September

Unruh, Erich, aus Fedderau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Kaulbachstraße 65, 12246 Berlin, am 23. September

Winderlich, Martha, geb. Dziedo, aus Schelasken, Kreis Lyck, jetzt Friedrich-König-Straße 9, 98527 Suhl, am 22. September

ZUM 80. GEBURTSTAG

Aldick, Gerd-Fritz-Anton, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 123, jetzt Grundstraße 51, 45327 Essen, am 23. September

Bladh, Eleonore, geb. Skorsinski, aus Treuburg Markt, Kreis Treuburg, jetzt Vitsandsvägen 5b, S-68530 Torsby, am 26. September

Czichy, Ulrich, aus Wolfheide, Kreis Johannisburg, und Habichtswalde, Kreis Labiau, jetzt Röntgenstraße 34, 84489 Burghausen, am 21. September

Danowski, Elly, geb. Malso, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Im Holt 33, 23812 Wahlstedt, am 22. September

Erbuth, Herbert, aus Schwalgenort, Kreis Treuburg, jetzt Holsterhauser Straße 28, 45147 Essen, am 23. September

Falinski, Otto, aus Magdalenz, Kreis Neidenburg, jetzt Pasbachstraße 55, 45329 Essen, am 20. September

Herwig, Anneliese, geb. Moyseszyk, aus Treuburg, Adolf-Hitler-Platz 61, Kreis Treuburg, jetzt Tizianstraße 15, 14467 Potsdam, am 20. September

Hinz, Lothar, aus Neufrost, Kreis Elchniederung, jetzt Butzebarg 11, 18337 Marlow OT Fahrenhaupt, am 23. September

Hoffmann, Frieda, geb. Snoppek, aus Deutscheck, Kreis Treuburg, jetzt Kaltensundheimer Straße 16, 98634 Erbenhausen, am 24. September

Korinth, Gerda, aus Gerhardsweide, Kreis Elchniederung, jetzt Sofeld 2, 24357 Fleckeby, am 25. September

Krämer, Charlotte, geb. Schellenberg, aus Trammen, Kreis Elchniederung, jetzt Paracelsusstraße 52, 58515 Lüdenscheid, am 23. September

Kulschewski, Frieda, geb. Pusch, aus Eiserwagen, Kreis Wehlau, jetzt An der Haardstraße 6, 45731 Waltrop, am 25. September

Nagler, Edith, geb. Szogs, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Seelenbinderstraße 14, 17033 Neubrandenburg, am 22. September

Naujok, Artur, aus Wilhelmsbruch, Kreis Elchniederung, jetzt Feldstraße 26, 42477 Radevormwald, am 26. September

Pancretius, Paul, aus Ebenfelde, Kreis Lyck, jetzt 13146 Rivers Road, Los Angeles/Cal. 90 049, USA, am 23. September

Pedersen, Irma, geb. Hoffmann, aus Gerwen, Kreis Gumbinnen, jetzt Sovvey 28, DK-9990 Skagen, am 25. September

Petczelis, Helmut, aus Wolittnick, Kreis Heiligenbeil, jetzt Ahltenerstraße 48 A, 31275 Lehrte, am 24. September

Philipp, Reinhold, aus Wehlau, jetzt Hauptstraße 29, 39606 Königsmark, am 21. September

Pichon, Waldemar, (Oberförster) aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Westerwalder Straße 18, 31749 Auetal, am 20. September

Powilleit, Margarete, geb. Powilleit, aus Kukers, Kreis Wehlau, jetzt Kimmeskampweg 40, 45239 Essen, am 20. September

Pranschke, Sophie, geb. Jäzierska, aus Neudorf, Kreis Graudenz, jetzt Oberhausener Straße 172, 45476 Mülheim an der Ruhr, am 23. September

Puppa, Paul, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Volksdorfer Weg 14, 22949 Ammersbek, OT Hoisbüttel, am 24. September

Roeder, Edith, geb. Saloga, aus Lahna, Kreis Neidenburg, jetzt Neidenburger Straße 14, 44807 Bochum, 23. September

Rughase, Edith, geb. Pauluhn, aus Plibischken, Kreis Wehlau, jetzt Schwalbenplatz 12, 22307 Hamburg, am 25. September

Ruthke, Günther, aus Biothen, Kreis Wehlau, jetzt Gerkenfelder Weg 25, 22941 Hammoor, am 26. September

Schauer, Anneliese, aus Elbing, jetzt Baumgartnerstraße 10, 86161 Augsburg, am 22. September

Schendel, Rudi, aus Groß Birkenfelde, Kreis Wehlau, jetzt Zwernberger Weg 21, 90449 Nürnberg, am 20. September

Schmidt, Christel, geb. Niklowitz, aus Winsken, Kreis Neidenburg, jetzt Breitscheidstraße 66, 16321 Bernau, am 24. September

Seidel, Edith, geb. Wassel, aus Groß Trakehnen, jetzt Waldstraße 27, 58509 Lüdenscheid, am 20. September

Thiel, Ruth, aus Gutenborn, Kreis Gutenborn, Kreis Lyck, jetzt Am Hennekai 5, 58710 Menden, am 25. September

Vogel, Elisabeth, geb. Schellenberg, aus Trammen, Kreis Elchniederung, jetzt Am Stadtpark 12, 59174 Kamen, am 23. September

Weißberger, Margarete, geb. Zigann, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Clissonerstraße 22a, 79771 Klettgau, am 22. September

Will, Kurt, aus Ittau, Kreis Neidenburg, jetzt Carolinenstraße 60, 07747 Jena, am 26. September

Wüsthoff, Gerda, geb. Hetz, aus Raging, Kreis Elchniederung, jetzt Mendelweg 6, 23562 Lübeck, am 21. September

Ziems, Fredy, aus Schanzenkrug, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Auf dem Niederberg 29, 53757 Sankt Augustin, OT Hangelar, am 25. September

ZUR EISERNEN HOCHZEIT

Bialluch, Emil, aus Klein Schiemanen, Kreis Ortelsburg, und Frau Elisabeth, geb. Swidersia, aus Samland, Kreis Königsberg, jetzt Auf der Höhe 14, 21698 Harsefeld, am 19. September

ZUR DIAMANTENEN HOCHZEIT

Kalinowski, Ernst, aus Preußenwalde, Kreis Ortelsburg und Frau Martha, geb. Abramzik, aus Leinau, Kreis Ortelsburg, jetzt Holzhauser Weg 9, 57299 Burbach-Lutzeln, am 26. September

ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Feyerabend, Walter, aus Ortelsburg, und Frau Helene, geb. Heß, aus Allendorf, jetzt Sudetenstraße 5, 35108 Allendorf/Eder, am 25. September

Mahn, Karl-Heinz aus Stolp, Pommern, und Frau Brunhilde, geb. Groehn, aus Arenswalde, jetzt Königsberger Straße 34, 25335 Elmshorn, am 25. September

Kaufmann, Kurt und Frau Hannelore, geb. Weichert, aus Mostolten, Kreis Lyck, jetzt Oststraße 2, 99621 Weißensee/Thüringen, am 8. September

Sticklies, Helmut, aus Quednau, Frl.-Höfer-Weg 9, und Frau Irmgard, geb. Kukkuk, aus Königsberg, Hindenburgstraße 44, jetzt Zollvereinstraße 19, 20539 Hamburg, am 25. September ■

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(Verantwortlich f. d. redaktionellen Teil)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** S. Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Pierre Campguilhem (Paris), Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2003 Bezugspreis Inland 7,55 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 9,50 € monatlich, Luftpost 13,20 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 26. Druck: Rautenberg Druck GmbH, 26787 Leer (Ostfriesland). – ISSN 0947-9597.

Telefon	**(040) 41 40 08-0**
Telefon Redaktion	(040) 41 40 08-32
Fax Redaktion	(040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen	(040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb	(040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb	(040) 41 40 08-51

http://www.preussische-allgemeine.de
E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.LM-Ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@LM-Ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@LM-Ostpreussen.de

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen

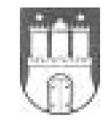
BUND JUNGES OSTPREUSSEN



Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein @lm-ostpreussen.de

BJO-West – Sonntag, 3. Oktober, 11 Uhr, Informationsstand auf dem Ostdeutschen Markt des BdV auf Schloß Burg, Wermelskirchen.

HAMBURG



Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonnabend, 2. Oktober, 9.30 bis 16 Uhr, Heimatmarkt der ost- und mitteldeutschen Landsmannschaften auf dem Gerhart-Hauptmann-Platz (vor Karstadt), Mönckebergstraße, Hamburg. Die Besucher erwartet ein reichhaltiges Angebot an heimatlichen Spezialitäten, Büchern und Zeitschriften. Blasmusik sorgt zudem für Unterhaltung. Selbstverständlich ist auch die Landesgruppe mit einem Stand vertreten. – Freitag, 8. Oktober, 17 Uhr, Podiumsdiskussion mit Oliver Dix, Präsidiumsmitglied des BdV, über das „Zentrum gegen Vertreibung" im Hamburg-Haus, Doormannsweg 1 (nahe U-Bahnstation Emilienstraße). – Jeden 1. Mittwoch im Monat, von 15 bis 17 Uhr, wird im Haus der Heimat, Vor dem Holstentor 2, der Raum Nr. 13 für Interessierte geöffnet sein.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Jeden 1. Dienstag im Monat, von 15 bis 18 Uhr, trifft sich die Gruppe im Café Winter, Möllner Landstraße 202, gegenüber der Sporthalle, U-Bahnstation Steinfurter Allee. Die Gestaltung der Treffen beinhaltet Themen wie: Heimatkunde, Kultur, Singen, Ausflüge, Filmvorführungen und Tagesereignisse. Gäste sind herzlich willkommen. Nähere Informationen bei Annelie Papiz, Telefon 7 32 40 01.

Harburg/Wilhelmsburg – Montag, 27. September, 15 Uhr, Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit dem Bus 442 bis Waldquelle). Erntedankfest unter dem Motto: „Wir bringen mit Gesang und Tanz Euch diesen schönen Erntekranz".

HEIMATKREISGRUPPEN

Elchniederung – Mittwoch, 6. Oktober, 15 Uhr, Erntedankfest in den ETV-Stuben, Bundesstraße 96, Ecke Hohe Weide (U-Bahnstation Christuskirche). Mit Humor, Musik, frohen Liedern, Vorträgen und ein wenig Platt soll gefeiert werden. Der Eintritt ist frei aber es wird um eine Gabe für den Erntetisch gebeten.

Heiligenbeil – Sonntag, 3. Oktober, 14 Uhr, Erntefest im Seniorentreff am Gojenboom. Zu erreichen mit der U-Bahnlinie 3 (Richtung Mümmelmannsberg), bis Horner Rennbahn. Kostenbeitrag für Kaffee und Kuchen 3 Euro. Anmeldungen umgehend bei K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60.

Insterburg – Freitag, 8. Oktober, 14.30 Uhr, Erntedankfest in der „Postkutsche", Horner Landstraße 208. Es gibt Lieder- und Gedichtsbeiträge sowie ein kleines Erntedankgeschenk für die Mitglieder.

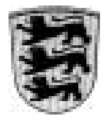
Osterode – Sonnabend, 9. Oktober, 15 Uhr, Erntedankfeier in den ETV-Stuben, Bundesstraße 96 (Nähe U-Bahnhof Schlump). Es beginnt mit einer gemeinsamen Kaffeetafel, danach Besinnliches und Heiteres zum Erntedank. Zur Gestaltung des Erntetisches kann jeder beitragen. Gäste sind willkommen, der Eintritt ist frei.

Sensburg – Sonntag, 19. September, 15 Uhr, 1. Treffen nach der Sommerpause mit Plachandern im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen.

WESTPREUSSEN

Mittwoch, 22. September, 15 Uhr, Haus der Heimat, Vor dem Holstentor 2. Es gibt einen Vortrag „Vor 65 Jahren: die ersten Opfer waren Deutsche".

BADEN-WÜRTTEMBERG



Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus d. Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

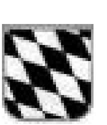
Heidelberg – Sonntag, 19. September, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Rega-Hotel, Bergheimer Straße 65. Herr Pitronek hält den Diavortrag „Eine Reise in die Lausitz und in den Spreewald".

Reutlingen – Sonnabend, 2. Oktober, 14 Uhr, Erntedankfest mit Tombola im Treffpunkt für Ältere, Gustav-Wernerstraße 6a. Es werden Kaffee und Kuchen sowie das persönliche Gespräch nicht zu kurz kommen.

Schorndorf – Dienstag, 21. September, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Karl-Wahl-Begegnungsstätte, Augustenplatz 4. Neben Kaffee und Kuchen hält Eva Pultke-Sradnick ein Referat über den „Polnischen Korridor – Reisen zwischen Ostpreußen und dem Reich".

Wendlingen – Sonnabend, 2. Oktober, 14.30 Uhr, 50 Jahrfeier im katholischen Gemeindezentrum, Bürgerstraße 4. Saalöffnung ist gegen 14 Uhr. Nach der Kaffeetafel wird um 15.30 Uhr der festliche Teil mit einem Musikstück eröffnet. Nach den Grußworten des Vorsitzenden und der Ehrengästen folgt ein Rückblick auf „50 Jahre Landsmannschaft Ostpreußen, Westpreußen und Pommern, Wendlingen und Umgebung". 29 Mitglieder sind 40 bis 50 Jahre dabei. Allen wird Dank und Anerkennung zuteil werden. Nach der Totenehrung und dem Deutschlandlied (3. Strophe) folgt eine Pause. Im zweiten Teil, dem Heimatnachmittag „Hoch auf dem gelben Wagen" mit dem bekannten „Rosenau Trio", wird eine Reise von Ostpreußen, Westpreußen und Pommern nach Baden-Württemberg zu Gehör gebracht. Eine Folge von Land und Leuten mit Dichtung, Gesang und Musik. Ab 18.15 Uhr, Abendessen und geselliger Ausklang mit dem Alleinunterhalter Rudi Wetzel. Zu diesem Jubiläum lädt die Gruppe herzlich ein.

BAYERN



Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@ low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

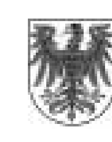
Augsburg – Sonnabend, 18. September, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in den „Zirbelstuben". Gerhard Gerigk hält einen Diavortrag „Der Norden Brasiliens".

Erlangen – Sonntag, 3. Oktober, 15 Uhr, „Tag der Heimat" im Freizeitzentrum Frankenhof. Die Veranstaltung wird mitgestaltet von der „Tanz- und Speeldeel Leba".

Hof – Helmut Starosta legte zum 36. Mal das Deutsche Sportzeichen in Gold ab. Mit den bereits erworbenen vier Jugend-Sportabzeichen, 17. bayerischen Sportabzeichen in Gold, 13 Mehrkampfabzeichen in Gold, sowie sechs Abzeichen in Silber, einer Deutschen Sportkrone in Gold und drei Deutsche Sportkronen in Gold mit Brillanten nennt nun stolze 80 Sportauszeichnungen sein Eigen. Auch eine zweite Hüftoperation 2003 kann den 77jährigen „Sportabzeichen-König" nicht bremsen. Begonnen hatte seine sportliche Laufbahn in der Jugend mit Geräteturnen und Rudern. Erfolge erzielte er bei Gebiets- und Gaumeisterschaften. Einen Höhepunkt beim Rudern bildete für ihn die Teilnahme an der Deutschen Jugendmeisterschaft in Wien als Schlagmann des leichten Achters. Außerdem betrieb er noch viele andere Sportarten: Schwimmen, Boxen, Reiten, Tischtennis und Segelfliegen. Als Fahnenjunker wurde Lm. Starosta 1945 bei den Kämpfen an der Oder und um Berlin zwei Mal verwundet. Durch seine sportlichen Aktivitäten baute er seine Leistungsfähigkeit wieder auf. Im fortgeschrittenen Alter richtete er seinen Trainingseifer auf die Disziplinen des Sportabeichens. Helmut Starosta ist seit 1968 Mitglied im Post- und Telekom-Sportverein Hof. Dort leitet er als Übungsleiter die Senioren- und Wassergymnastik.

Kitzingen – Sonnabend, 2. Oktober, Erntedankfest bei der Familie Höhn, Landgasthof Bären, Kleinlangheim.

BRANDENBURG



Landesvorsitzender: Horst Haut, Oranienburger Chaussee 7, 16515 Schmachtenhagen, Telefon und Fax (0 33 01) 80 35 27. Ehrenvorsitzender: Georg Vögerl, Buggestraße 6, 12163 Berlin, Telefon (0 30) 8 21 20 96, Fax (0 30) 8 21 20 99

Brandenburg a. d. Havel – Dienstag, 28. September, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Kurstraße 17. Thema: „Gesunde Lebensweise".

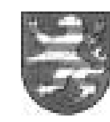
BREMEN



Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 06 68, Fax (04 21) 25 09 29, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Das Sommerfest fand im „Barlach-Haus" statt. Die Stimmung der rund 80 Mitglieder und Gäste war sehr gut, und die beiden Grillmeister Horst Murken und Wolfgang Paul kümmerten sich um das Grillfleisch. Es wurde geschabbert wie lange nicht mehr. Marita Jachens-Paul führte durch das Programm und gab einige Kostproben ostpreußischen Humors zum besten. Der Keyboard-Spieler Dieter Krämer vom Shanty-Chor Spaden begeisterte alle Anwesenden mit seinem hervorragenden Spiel, so daß die Tanzfläche nach dem Kaffeetrinken fast immer voll besetzt war. Der Vorstand beschloß in einer Blitzentscheidung, Krämer gleich noch einmal zu engagieren und zwar für das 78. Stiftungsfest am 29. Oktober. Köstlich war der Vortrag von Christel Niehus, „Buchstabieren auf ostpreußisch". Star des Nachmittags war jedoch – wie schon oft – Alfred Kruse, der Senior der Gruppe, mit seinen beiden Gesangsvorträgen „Paula" und „Hein Mück aus Bremerhaven", bei denen die meisten Anwesenden begeistert mitsangen.

HESSEN

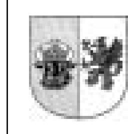


Vors.: Anneliese Franz, geb. Wlottkowski, Telefon und Fax (0 27 71) 26 12 22, Hohl 38, 35683 Dillenburg

Landesgruppe – Kulturtagung vom 8. bis 10. Oktober im Anny-Lang-Haus, Unter den Eichen 1, 65195 Wiesbaden. Die Teilnehmerkosten betragen 80 Euro pro Personen. Anmeldungen an Gundborg Hoffmann, Falkenstraße 4, 35713 Eschenburg.

Gelnhausen – Die Wirtin „Inge" vom Bierbrunnen hatte buchstäblich nicht so viel Tassen im Schrank, um alle Teilnehmer der Plachanderstunde zu bewirten. Die Vorsitzende Margot Noll war gerade heimgekehrt von der Masurenreise und viele Mitreisenden waren gekommen um diese zauberhafte Reise nochmals nachzuvollziehen. Diese Aufgabe hatte Dora Stark übernommen. Alle Miteisenden waren fasziniert vom Zauber dieses Landes wo in den dunklen Kiefernwäldern die Seen wie blitzende Tautropfen in der Morgensonne funkeln. Abseits der Touristenströme eine unberührte Natur den Menschen gefangen nimmt. Vieles aus der Summe des Geschauten und Erlebten, auch zusammen mit Mitgliedern der Deutschen Vereine die dort leben, wird zu einem kostbaren inneren Besitz. Wenn auch der Blick in die vertraute Welt der Kindertage oft nicht frei von bitteren Enttäuschungen ist. Diese erneute Busreise nach Masuren war für alle die daran teilnahmen, ein unvergeßliches Erlebnis. Nach diesem Reisebericht referierte Elisabeth Kröhne über eines der sieben Weltwunder: das Kultbild des Zeus zu Olympia. Anschließend wurde gesungen und plachandert.

MECKLENBURG-VORPOMMERN



Vors.: Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam, Telefon (0 39 71) 24 56 88

Landesgruppe – Sonnabend, 18. September, 10 bis 17 Uhr, Stadthalle am Hauptbahnhof, Südring 90, Rostock, 9. Landestreffen der Ostpreußen. Zu diesem großen Wiedersehen sind auch Angehörige und Interessenten herzlich eingeladen. Die Gäste erwartet ein reiches Informations- und Kulturprogramm. Alle 40 ostpreußischen Heimatkreise sind wie immer an Extra-Tischen ausgeschildert. Angesagt haben sich das Blasorchester der Hansestadt Rostock, der Shanty-Chor „De Klaashans" aus Warnemünde und eine kaschubische Jugend-Folkloregruppe aus der Gegend von Danzig. Über die Aufbauarbeit im Gebiet Königsberg berichtet Propst i. R. Kurt Beyer. Für das leibliche Wohl, eine große Auswahl Heimatliteratur, Bärenfang und Königsberger Marzipan sowie genügend Parkplätze ist gesorgt. Busse und Fahrgemeinschaften werden durch die örtlichen Ostpreußen-Gruppen organisiert – bitte dort erkundigen. Weitere Informationen bei: Manfred Schukat, Hirtenstraße 7a, 17389 Anklam.

NIEDERSACHSEN



Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Telefon (0 51 36) 43 84

Braunschweig – Bei der letzten Veranstaltung führte der Vorsitzende, Fritz Folger, aus, wie die Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik verlaufen ist. Nach einem schweren Anfang, bedingt durch den Verlust an Reichsgebiet und privatem Vermögen im In- und Ausland fehlte zur Bewältigung der Probleme, die zwölf Millionen Flüchtlinge darstellten, eine Regierungsgewalt. In den 50er Jahren ging es für alle langsam aufwärts. Mit dem schnelleren Anstieg in den 60er Jahren begannen, bei mehr Steuereinnahmen, auch Fehlentwicklungen. So ist Deutschland der größte Netto-Zahler der EU, dieses änderte sich auch nicht nach der Teil-Vereinigung, zumal davor keine Neu-Verhandlungen geführt wurden. Die EU-Osterweiterung wurde fast überall gefeiert, an die Flüchtlinge wurde dabei nicht gedacht. Auch von den versprochenen „Neuen Absatzmärkten" ist nichts zu merken, dagegen gibt es viele Nachteile, denn Billig-Lohn-Arbeiter drängen auf den Deutschen Arbeitsmarkt, und beim Mittelstand gab es rund 200.000 Betriebsschließungen. Auch die Rentenkassen leeren sich – was war falsch gelaufen? Die „Großen Konzerne" wollen nur noch wachsen, man lebte über die Verhältnisse, ausländische Firmen stehen zur Übernahme deutscher Konzerne bereit. Bei allem ist das Grundübel, daß in Parlament und Regierung wirtschaftliche Grundkenntnisse fehlen und daher falsche Entscheidungen getroffen werden und wurden. Es müßten Sparbeschlüsse auch für die Gehälter der Politiker und deren Altersversorgung gelten. Kürzungen als Reform zu verkaufen hat zu einer Erstarrung in der Bundesrepublik geführt.

Osnabrück – Donnerstag, 30. September, 15 Uhr, Literaturkreis in der Gaststätte Bürgerbräu, Blumenhaller Weg 43.

NORDRHEIN-WESTFALEN



Vors.: Dr. Dr. Ehrenfried Mathiak. Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Sonnabend, 2. Oktober, 15 Uhr, Erntedankfeier in der Gaststätte Sprungmann, Osnabrücker Straße 65.

Detmold – Mittwoch, 29. September, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Kleinen Festsaal" der Stadthalle. Herbert Meske referiert über Ernst Wiechert.

Haltern – Sonntag, 3. Oktober, 15 Uhr, Erntedankfest im „Annaberger-hof". Es gibt ein abwechslungsreiches Programm mit vielen Mitwirkenden und einer Tombola. Ihr Präsent wird gerne entgegengenommen und vergrößert die Gewinnchancen. Zu Beginn der Veranstaltung wird Kaffee und Kuchen angeboten. – Noch bis zum 6. Oktober läuft die Fotoausstellung über die Hansestadt Danzig in der Sparkasse Haltern, Koeppstraße 2.

Köln – Sonntag, 3. Oktober, Ostdeutscher Markt aus Schloß Burg. Informationen unter Telefon (02 21) 79 16 16.

Münster – Sonntag, 26. September, 15 Uhr, Diavortrag „Begegnungen – und Wanderungen durch das Glatzer Land" von Lothar Hoffart im Kolpinghaus.

RHEINLAND-PFALZ



Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Mainz – Sonnabend, 2. Oktober, 14.30 Uhr, Erntedankfest im Blindenzentrum, Untere Zahlbacher Straße 68. Spenden für den Erntetisch werden gerne entgegengenommen.

Kaiserslautern – Sonnabend, 2. Oktober, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube, Lutzerstraße 20.

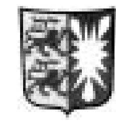
SACHSEN



Vors.: Erwin Kühnappel. Geschäftsstelle: Christine Altermann, Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Leipzig – Sonnabend, 2. Oktober, 14 Uhr, Erntedankfest in der Gaststätte Stottmeister, Kohlweg 45. Motto „Bunt sind schon die Wälder, gelb die Stoppelfelder". Eintritt 3 Euro.

SCHLESWIG-HOLSTEIN



Vors.: Günter Petersdorf. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Kiel – Sonntag, 26. September, 9 Uhr, Fahrt zur Dittchenbühne nach Elmshorn. Dort wird die „Reise nach Tilsit" gespielt. Information und Anmeldung bei Ehepaar Nötzel, Telefon 71 13 31 (ab 19 Uhr).

Mölln – Mittwoch, 22. September, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Quellhof". Der Heimatkundler Kuno Karls wird aus seinem Heft Nr. 5, Geschichten aus „Hagenow in der Zeit von 1945 bis 1989". Bei dieser Zusammenkunft werden auch wieder Volkslieder gesungen, begleitet von Hildegard Marquardt und Karin Steffen. – Im Mittelpunkt des Treffens stand der Vortrag von Irmingard Alex über Immanuel Kant. Sie berichtete über Leben und Werk dieses großen ostpreußischen Philosophen. Geboren in Königsberg am 22. April 1724 als viertes von neun Kindern eines Sattelermeisters wurde Kant streng pietistisch erzogen. Als er 22 Jahre alt war wurde er Hauslehrer in Gumbinnen, Mohrungen und in der Nähe von Tilsit. 1758 besetzten die Russen Königsberg, und ihre Offiziere besuchten die Vorlesungen des Privatdozenten Kant. Angebote anderer Universitäten lehnte er ab. Friedrich II. ernannte ihn zum ordentlichen Professor. Mit 49 Jahren erwarb er ein großes Haus, wohin er seine

Aus den Heimatkreisen

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben

ALLENSTEIN-STADT



Kreisvertreter: Gottfried Hufenbach, Telefon (0 22 25) 70 04 18, Fax (0 22 25) 94 61 58, Danziger Straße 12, 53340 Meckenheim. Geschäftsstelle: Stadtgemeinschaft Allenstein, Telefon (02 09) 2 91 31 und Fax (02 09) 4 08 48 91, Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen

Allenstein in Gelsenkirchen – 50 Jahre Patenschaft – Schon 1948 hatten sich in Berlin, Hamburg und Rendsburg die ersten Gruppen von Allensteinern gebildet, die sich zunächst unregelmäßig, aber bald regelmäßig trafen, und 1950 wurde der erste Heimatkreis in Berlin gegründet. Es entstanden auch bereits erste überregionale Verbindungen, die durch drei Ereignisse wesentlich gefördert wurden. Zum ersten gab Pfarrer Kewitsch 1948 den ersten „Allensteiner Brief“ heraus, der freudig begrüßt und bald zu einer festen Einrichtung wurde. Zum Zweiten erschien 1950 als Broschüre die „Geschichte der Stadt Allenstein 1348 bis 1948“ von Anton Funk, eine kurze, aus dem Gedächtnis niedergeschriebene und durch die Ereignisse vor und nach dem Kriegsende ergänzte Zusammenfassung seiner von ihm bereits 1943 fertiggestellten „Geschichte der Stadt Allenstein von 1348 bis 1943“, deren Manuskript zu diesem Zeitpunkt verschollen war und erst später durch einen glücklichen Zufall wieder entdeckt wurde. Und drittens wurde das „Goldene Buch“ der Stadt Allenstein, in dem seit der Gewerbeausstellung im Jahre 1910 alle herausragenden Ereignisse im Leben der Stadt festgehalten worden waren, unter ganz ungewöhnlichen, geradezu wunderbaren Umständen aufgefunden und gelangte wieder in den Besitz der Allensteiner. Es fehlte aber noch das neue gemeinsame „Zuhause“, und so wurde im kleinen Kreis bereits der Gedanke einer Patenschaft erörtert und dabei auch die Stadt Gelsenkirchen genannt. Im Februar 1952 schlug der Vertriebenenbeirat der Stadt Gelsenkirchen die Stadt Allenstein als erste Wahl für eine Patenschaft vor, die im November desselben Jahres durch die Stadtverordnetenversammlung beschlossen und am 1. Januar 1953 urkundlich bestätigt wurde. Die feierliche Übergabe der Patenschaftsurkunde erfolgte am 24. April 1954 im Schloß Berge in Gelsenkirchen-Buer. Wie die Urkunde ausweist, geschah die Wahl nicht zufällig. Viele der Ostpreußen, die im 19. Jahrhundert auf der Suche nach Arbeit ins Ruhrgebiet kamen und zur Entwicklung Gelsenkirchens beigetragen haben, kamen aus dem Raum Allenstein, und die Vereinsgeschichte des FC Schalke 04 und die Namen seiner Spieler sind ein Beleg für die zahlreichen Bande. Dr. Zülch, der damalige Erste Stadtvertreter, konnte auf einer Sitzung der Gelsenkirchener Karnevalsgesellschaft „Piccolo“ im Jahre 1961 daher auch glaubhaft nachweisen, daß die 17.000 Allensteiner, die in den Jahren 1880 bis 1904 in Gelsenkirchen seßhaft wurden, bei dem allgemein bekannten Kinderreichtum der Ostpreußen so viele Nachkommen hinterlassen hätten, daß quasi jeder Einwohner Gelsenkirchens ein Allensteiner sei.

Die Chronik der Patenschaft – zumindest bis 1977 – ist in dem Buch „Allenstein in Gelsenkirchen“, das von der Stadtgemeinschaft herausgegeben wurde, ausführlich dargestellt und soll hier nicht wiederholt werden. Aber einige Höhepunkte möchte ich doch herausgreifen. So das erste Treffen in Gelsenkirchen im Jahre 1954, an dem 7.000 Allensteiner zusammenkamen, um die Patenschaft und das 600-jährige Bestehen ihrer Heimatstadt zu feiern. Oder die 1955 erfolgte Gründung der „Kreisgemeinschaft Stadt Allenstein“, die sich bereits eine Satzung als eingetragener Verein gegeben hatte und dank der Hilfe der Stadt Gelsenkirchen über eine eigene Geschäftsstelle verfügte. Zu nennen sind auch die Patenschaften im schulischen und sportlichen Bereich, die sich ganz ausgezeichnet entwickelten. Ein besonderes Symbol fand die Patenschaft, als im Jahre 1990 im Gelsenkirchener Theater, dem „Musiktheater im Revier“, eine in den Boden des Foyers eingelassene Bronzeplatte zur Erinnerung an das südostpreußische Landestheater in Allenstein „Der Treudank“ eingeweiht wurde. Dies geschah in Anwesenheit des Sohnes von August Feddersen, dem Erbauer des „Treudank“, und auf den Tag genau am 65. Jahrestag der Einweihung dieses als Dank für das Abstimmungsergebnis entstandenen und daher für die Allensteiner so bedeutsamen Bauwerks.

Ihre Verbundenheit mit der Patenstadt brachten die Allensteiner auch durch eine in der Propsteikirche angebrachte Gedenktafel zum Ausdruck, die mit der Inschrift „Wir haben hier keine bleibende Statt...“ aus Hebräer 13 dem Gedenken der Toten gewidmet ist. Ende 1992 trat an die Stelle der Patenschaft eine Städtepartnerschaft zwischen Gelsenkirchen und Allenstein. Dem guten Verhältnis zwischen Gelsenkirchen und der Stadtgemeinschaft tat dies keinen Abbruch, denn auch die Stadtgemeinschaft richtete nach der politischen Wende ihr Augenmerk auf das heutige Allenstein. Neben die Verpflichtung, den Zusammenhalt zwischen den ehemaligen Bewohnern Allensteins zu erhalten, trat die Aufgabe, die in Allenstein verbliebenen Landsleute, die sich nun zu ihrer Abstammung bekennen konnten, zu unterstützen. Die Stadtgemeinschaft hat dies auf vielfältige Weise getan, nicht zuletzt mit der Realisierung des Hauses der Deutschen Minderheit in Allenstein, dem „Haus Kopernikus“, das ein Ort deutsch–polnischer Begegnung geworden ist. Die Stadtgemeinschaft wird auch zukünftig im Rahmen ihrer Möglichkeiten zum guten Verhältnis zwischen ihrer Heimatstadt, die nun Teil des vereinigten Europas geworden ist, und der Stadt Gelsenkirchen beitragen. (*siehe auch Seite 20*)

KÖNIGSBERG-STADT



Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Geschäftsstelle: Annelies Kelch, Luise-Hensel-Straße 50, 52066 Aachen. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Tel. (02 03) 2 83-21 51

Hans-Schemm-Schule Königsberg – Zum 11. Mal traf sich die Schulgemeinschaft der Hans-Schemm-Schule aus Königsberg in Göttingen. Übernachtet wurde, wie immer, im Hotel Rennschuh. Das Treffen selbst war im Groner Saal des dazu gehörenden Restaurants Eisenpfanne. Ernst Stoermer konnte wieder eine große Anzahl von Teilnehmern begrüßen. besonders herzlich wurde Ingrid Nowakiewitsch, die Tochter des früheren Lehrers Wischemann, begrüßt. Vier Schulkameradinnen hatten als Begleitung ihre Kinder dabei, die auch sehr herzlich willkommen geheißen wurden. Sehr erfreulich war auch daß wieder sechs neue Schulkameradinnen dabei waren. Bei der Totenehrung wurde der verstorbenen Schulkameraden und -kameradin Herbert Bonk, Arno Gehrau, Harry Weber und Gisela Nierenber-Bloschies, sowie der unbekannten Toten schweigend gedacht. Bruno Fietz hatte für alle ehemaligen Mitschüler wieder ein kleines Präsent zum Empfang vorbereitet. Ursula Graduszewski sprach zu dem Thema „Agens Miegel – Die Mutter Ostpreußens“. Harry Mertsch brachte den Vortrag „Erinnerung an Immanuel Kant“ anläßlich dessen 200. Todestages. Waltraut Junge trug das Gedicht „Unser Schultreffen“ vor. Rudolf Kurschat hatte seinen Vortrag unter das Motto „Die Erinnerung an Verlorenes, Gegenwart und Hoffen“ gestellt, wobei er besonders stark auf die vor 60 Jahren zeitgleich erfolgten Bombenangriffe auf unsere Heimatstadt einging. In vielen heimatlichen und sonstigen Vorträgen kam aber auch der Humor nicht zu kurz, so daß wieder eine wunderbare Stimmung herrschte. Unter der Leitung von Ursula Graduzsewski und der Begleitung unserer Musikanten wurden viele bekannte Volks- und Heimatlieder gesungen. Am letzten Abend gab es dann wieder die traditionellen Königsberger Klopse. Der Termin für das nächste Treffen wurde, allerdings unter Vorbehalt, für die Zeit vom 26. bis 28. August 2005 (wieder hier) festgelegt. Nähere Informationen bei Ernst Stoermer, Sedanstraße 89, 89077 Ulm, Telefon (07 31) 3 09 08.

Schultreffen der Mädchen-Frischbierschule und Knaben-Farenheidschule – Das Ostheim in Bad Pyrmont sollte um 14. Mal unser Domizil für einige Tage der Begegnung aller Angereisten sein. Seit Jahren ist die Vorfreude auf ein Wiedersehen groß in dem Gefühl eine Familie zu sein, die in Gedanken in unserem geliebten Königsberg weilen. Der erste Abend begann mit der Begrüßung und Einführung eines Gedichtes. Charlotte Fiebig dankte Klaus-Dieter Braun in netten Worten für seine Arbeit die er in vorbildlicher Weise, seit Übernahme unserer Gruppe, geleistet hat. Wir können und glücklich schätzen einen Heimatfreund gefunden zu haben, der sich mit der Materie bestens vertraut gemacht hat. Zur Freude aller Anwesenden konnten wir eine neu hinzugekommene ehemalige Schülerin mit ihrem Gatten willkommen heißen, sowie einen weiteren Gast. Leider hatten wir einen Todesfall zu beklagen, dem wir in ehrendem Gedenken gedachten. Um so erfreulicher war es, mehreren Geburtstagskindern zu gratulieren, die einen ganz besonderen Geburtstag zu verzeichnen hatten. Mit einem kleinen Präsent wurde ihnen nachträglich gratuliert. Der Abend, sowie die darauffolgenden wurden durch ostpreußische Vorträge, lustige Anekdoten und Sketche ausgefüllt, die für Stimmung sorgten. Sogar die Damen von der Heilsarmee sangen sich in die Herzen der Anwesenden. Inge Hafke, Eleonore Dultz, Inge Stolze, Charlotte Fiebig, Egon Hafke und Horst Dultz trugen in Form von Vorträgen zur Unterhaltung bei, wobei natürlich ostpreußische Wippchen Vorrang hatten. Am Sonnabend unternahmen wir eine Halbtagesfahrt mit dem Bus nach Hämmelchenburg, wo eine Besichtigung und Führung der Burg stattfand. Die dortigen verpachteten Stallungen dienen zur Züchtung von Trakehner Pferden. Das Hauptgestüt befindet sich in Solling. Bei der Besichtigung der ältesten Kirche Deutschlands, die sich auf dem Areal der Burg befindet, ließ man ein wenig die Seele baumeln. Nach der Kaffeepause bestieg man wieder den Bus, um über Bodenwerder nach Pyrmont zu fahren. Dort machten wir einen Abstecher in die Dunsthöhle, ein seltenes Naturphänomen in Deutschland, dem Ursprung des Gases zur Gewinnung von Heilquellen. Die seit mehr als 200 Jahren vorgeführten Experimente sind noch heute sehr beliebt und interessant. Der letzte Abend galt wieder dem Gesang, bevor es am Montag Abschiednehmen hieß. Das ist allerdings immer ein trauriger Anlaß, aber die fröhlichen Stunden werden in der Erinnerung nachklingen in dem Gedanken an das Wiedersehen 2005. dem Ehepaar Winkler und den fleißigen Helferinnen gebührt unser Dank für die nette Bewirtung im Ostheim, in das wir gerne wiederkommen werden.

LYCK



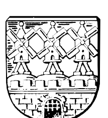
Kreisvertreter: Gerd Bandilla, Agnes-Miegel-Straße 6, 50374 Erftstadt-Friesheim. Stellvertreter: n. N. Karteiwart: Siegmar Czerwinski, Telefon (0 22 25) 51 80, Quittenstraße 2, 53340 Meckenheim. Kreisältester: Alfred Masuhr, Reinickendorfer Straße 43a, 22149 Hamburg

Hauptkreistreffen in der Patenstadt Hagen – Annähernd 900 Landsleute aus Stadt und Kreis Lyck waren aus allen Teilen unseres Landes zum 49. Kreistreffen angereist, um ein erneutes Treuebekenntnis zur Heimat abzulegen und gemeinsame Stunden mit Freunden und früheren Nachbarn zu verleben. Unter Leitung der Vorsitzenden, Irena Szubzda, sind 32 Landsleute aus unserer Heimatstadt Lyck gekommen und haben an beiden Tagen am Treffen teilgenommen. Auf besondere Einladung war der Vertreter des Elker Stadtpräsidenten, Krzystof Wiloch, angereist. Auch waren einige Landsleute aus den USA unter uns. Wie vorgesehen, konnte der Heimatabend am Sonnabend in der Stadthalle Hagen stattfinden. Kreisvertreter Gerd Bandilla begrüßte die Landsleute und hieß sie willkommen. Zur Unterhaltung trug das „PaiFi“ Akkordeon-Orchester, die Volkstanzgruppe „Kant“ und die Kapelle „Studio 10“, bei. Am Sonntag konnte man sich unter anderem am Stand des Karteiwarts Siegmar Czerwinski über die Eintragungen in der Kartei informieren, heimatliche Lektüre erwerben oder sich von Lm. Reinhard Donder über Familienforschung beraten lassen. Die Mitglieder des Kreisausschusses trafen sich bereits am Freitag zu ihrer Vorstandssitzung in den Ostdeutschen Heimatstuben, die am Sonnabend fortgesetzt wurde. Alle Tagesordnungspunkte konnte abgehandelt werden. Gemäß einer Einladung zu einer Arbeitstagung der Bezirks- und Ortsvertreter traf sich eine große Anzahl Funktionsträger in den Ostdeutschen Heimatstuben. Unter Leitung des Kreisvertreters wurden zahlreiche Themen behandelt und diskutiert. Im Clubraum der Stadthalle fand am Sonntag die Tagung des Arbeitskreises „Mittlere Generation“ statt.

Kreistagssitzung – Unter großer Beteiligung konnte auch die öffentliche Kreistagssitzung durchgeführt werden. als Vertreter der Patenstadt Hagen war Stadtamtmann Klaus Reiter zugegen. Die Kreisgruppe Hagen der LO wurde von ihrem Vorsitzenden Herbert Gell vertreten. Nach Eröffnung, Begrüßung, Feststellung der Beschlußfähigkeit und der Totenehrung durch den Kreisvertreter wurden den verdiente Landsleute mit Auszeichnungen geehrt. Das Verdienstabzeichen der LO erhielten Günter Sdorra, Kurt Klimmek, Erich Horst Milewski, Oskar Lojewski, Günther Rogowski, Edith Scheyko, Ewald Bandilla, Helmut Grigo, Erwin Naporra und Helene Rikeit. Es folgten die Tätigkeitsberichte des Kreisvertreters und der einzelnen Vorstandsmitglieder für das vergangene Jahr. Nach dem Bericht des Kassenprüfers wurde auf Antrag der Vorstand durch den Kreistag einstimmig entlastet. Als nächster Tagesordnungspunkt folgte die Wahl des Stellvertreters des Kreisvertreters sowie eines weiteren Kreisausschußmitglieds. Zum Stellvertreter des Kreisvertreters wurde unser Kassenwart Siegmar Czerwinski gewählt. Zum Kassenwart wurde der Lm. Dieter Vogel und zu seinem Stellvertreter Gerhard Lockowandt gewählt. Zum weiteren Mitglied des Kreisausschusses wurde Lm. Günther Vogel gewählt. Die Wahlen der vorstehenden genannten Landsleute erfolgte einstimmig. Vom Kreisvertreter wurde der Haushaltsplan 2004 vorgetragen. Mit einigen Dankesworten und guten Wünschen beendete der Kreisvertreter diese Kreistagssitzung. Zur Kranzniederlegung und einer kleinen Gedenkfeier an den Lycker Steinen begaben sich Vorstand und einige Gäste in den Hagener Stadtgarten. Die Gedenkrede hielt in diesem Jahr unser Landsmann, Pfarrer Norbert Kotowski. Dieser Gedenkfeier wohnten auch Oberbürgermeister Wilfried Horn, der Vorsitzende des örtlichen BdV, Bernhard Jung, und der Vorsitzende der LO Kreisgruppe Hagen, Herbert Gell, bei. Mit der Nationalhymne wurde diese Gedenkfeier beendet. Anschließend lud die Stadt Hagen den Vorstand zu einem Empfang in die Stadthalle ein. Der ökumenische Gottesdienst wurde in diesem Jahr wieder von Pfarrer Rudolf Asselmeyer zelebriert. Eine große Gemeinde gläubiger Hagener und Lycker Christen fanden den Weg in die Johanniskirche am Markt.

Feierstunde – Voll besetzt war ein Nebenraum der Stadthalle während der Feierstunde. Von den „Salonlöwen“ und dem Ostdeutsche Heimatchor, unter Leitung von Manfred Neumann, wurde sie musikalisch umrahmt. Kreisvertreter Gerd Bandilla eröffnete die Feierstunde mit einem herzlichen Dank für die Gastfreundschaft und einem Willkommensgruß an die Anwesenden. Unseren Gästen aus der Heimatstadt Lyck (Elk), unter der Leitung des Vize-Stadtpräsidenten Herrn Krzystof, galt ein besonderer Willkommensgruß. Worte des Dankes für die über Jahrzehnte gewährte Gastfreundschaft und Unterstützung galten der Patenstadt Hagen und ihrem Oberbürgermeister Wilfried Horn. Auch von seinem Nachfolger im Amt erhoffen sich die Lycker eine Fortsetzung der guten Zusammenarbeit auf allen Gebieten. Für den Ruhestand wünschte der Kreisvertreter viele schöne Jahre bei guter Gesundheit. Seine für die Lycker geleistete großartige Unterstützung wird uns in guter Erinnerung bleiben. In der Festrede des Oberbürgermeisters Wilfried Horn stand der Begriff „Heimat“ im Vordergrund. Er würdigte das Engagement der Lycker für unsere Heimat und das wir in Liebe und Treue zu ihr stehen. Er gab einen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte der Patenschaft zwischen Hagen und dem Kreis Lyck. Im Herbst 1999 wurde er zum Oberbürgermeister gewählt und hat sich in dieser Zeit auch für die Belange der Kreisgemeinschaft Lyck eingesetzt. Vieles wurde gemeinsam verwirklicht und gefestigt. Insbesondere ist die gute Zusammenarbeit mit der polnischen Behörden im Kreis Elk (Lyck) hervorzuheben. Es finden seit drei Jahren regelmäßige Informationsbesuche statt. mit der Feierstunde war der offizielle Teil des Hauptkreistreffens beendet. Nun begaben sich die Landsleute in die Stadthalle, wo bereits viele Tische besetzt waren und man auf die Begrüßung durch den Kreisvertreter wartete. Für Gespräche und einen Gedankenaustausch mit alten Freunden und Nachbarn blieb noch genügend Zeit. Das nächste Hauptkreistreffen findet am 27. und 28. August 2005 in der Patenstadt Hagen statt.

SCHLOSSBERG (PILLKALLEN)



Kreisvertreter: Arno Litty, Telefon (0 30) 7 03 72 62 Britzer Straße 81, 12109 Berlin. Geschäftsstelle: Renate Wiese, Tel. (0 41 71) 24 00, Fax (0 41 71) 24 24, Rote-Kreuz-Straße 6, 21423 Winsen (Luhe)

Heimattreffen der Haselberger – Heimattreffen der Haselberger vom 24. bis 26. September 2004 im Ostheim in Bad Pyrmont. Rückfragen bitte an Renate Becker, Glojenbarg 32, 22848 Norderstedt, Telefon (0 40) 5 23 44 04. ■

Landsmannschaftliche Arbeit

Fortsetzung von Seite 17

Freunde, Studenten und Menschen des praktischen Lebens, zu Mahlzeiten und langen Gesprächen einlud. Er führte ausgedehnte Briefwechsel, zum Beispiel mit Moses Mendelsohn. Kant lebte sehr diszipliniert. Er stand um 5 Uhr auf, von 7 bis 9 Uhr hielt er Vorlesungen; von 9 bis 13 Uhr standen private Studien auf dem Tagesplan. Die Mahlzeiten dauerten meist bis 16 Uhr. 22 Uhr war Bettzeit. Mit 72 Jahren legte er das Amt des Dekans der Universität Königsberg nieder und hielt auch keine Vorlesungen mehr. Kant starb 1804. Zu seinen bedeutendsten Werken gehören: „die Kritik der reinen Vernunft“ und „die Kritik der praktischen Vernunft“ („Kritik“ bedeutet hier „Prüfung“). Kant leitete mit seinen Thesen das Zeitalter der Aufklärung ein. Seiner Meinung nach ist moralisches Handeln ohne Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und die Existenz Gottes nicht möglich. Mit ihrem Vortrag stieß Irmingard Alex bei den Zuhörern auf großes Interesse. Es war ihr gelungen, auch in die schwierigen philosophischen Fragen einen Einblick zu geben. Die musikalische Begleitung beim Volksliedersingen nahmen Hildegard Marquardt und Karin Steffen auf ihren Akkordeons vor. ■

Hörfunk und Fernsehen

Sonntag, 19. September, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.
Dienstag, 21. September, 22.25 Uhr, 3sat: Flüchtlinge in Norddeutschland.
Dienstag, 21. September, 21 Uhr, XXP: The Exiles – Dokumentarfilm über Europäer, die vor den Nazis in die USA flohen.
Donnerstag, 23. September, 20.15 Uhr, NDR: Eine Herbstreise durch Westpreußen.
Freitag, 24. September, 20.15 Uhr, 3sat: Bombenkrieg über Österreich.
Freitag, 24. September, 23.30 Uhr, WDR: Kurt Gerron – Gefangen im Paradies.
Sonntag, 26. September, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Heimat im Kino

Hamburg – Eine filmische Reise durch die ostpreußische Heimat kann man am 18. und 19. September, jeweils 15 Uhr, im Kino „Magazin" – Filmkunsttheater in Hamburg Winterhude, Fiefstücken 8a/Ecke Efeuweg, Hamburg, Telefon (0 40) 5 11 39 20 oder (0 40) 51 22 34, erleben. Gezeigt werden beide Teile des zweiteiligen Films „Ostpreußen Reise 1937". Sonnabend, 18. September, 15 Uhr, Teil I. Sonntag, 19. September, 15 Uhr, Teil II. Es können auch Eintrittskarten unter der folgenden Mobiltelefonnummer bestellt werden: (01 72) 4 06 62 10. Das Kino ist zu erreichen mit der U-Bahnlinie 1 bis Lattenkamp oder der Buslinie M 20 bis Ohlsdorfer Straße.

Urlaub / Reisen

Geschäftsanzeigen

Suchanzeigen

Wer kann Auskunft geben über meinen Vater **August Pettkus?** Er wurde im Okt. 1880 in Manuslauken, Kr. Heydekrug, geboren. Laut Erzählungen erhielt er bei seiner Tante auf Gut …? eine Ausbildung zum Reit- u. Fahrlehrer. Diesen Beruf übte er nach seiner Übersiedlung 1900 nach Duisburg bei einer Familie Böllert auch aus. Nachr. erb. Ewald Pettkus, Konstanzer Straße 23, 47249 Duisburg.

Ich suche Informationen über:
a) Max Reinke und seine Frau Janina. Max soll Lehrer/Schulleiter in Memel gewesen sein. Nach dem Krieg wanderte er nach Australien aus;
b) Otto Reinke. Otto soll ebenfalls Lehrer gewesen sein (Pogegen?);
c) Familie Romeikat aus Schuppinnen, Kr. Tilsit.
Nachr. erb. Marion Schaar, Hanne-Nuete-Str. 2, 17153 Stavenhagen

Verschiedenes

Super Acht – N 8 und 16 mm Film auf Video übersp. Studio Steinberg, 0 40/6 41 37 75

Familienanzeigen



Unsere liebe Mutter und Oma

Elisabeth Maiwald, geb. Weiß

aus Sielkeim, Krs. Labiau

feiert ihren **80.** Geburtstag
am 24. September 2004

Wir gratulieren Dir zu diesem Ehrentag und wünschen Dir von Herzen alles Gute.
Beate, Frank, Daniel und Julia
Gundula, Wilt, Mareike und Martin

Ernst-Deecke-Weg 112, 23568 Lübeck

Nach einem langen, erfüllten Leben verstarb unser guter Vater, lieber Opa und Uropa

Erich Dzubiel

* 19. 07. 1907	† 03. 09. 2004
Groß Leschienen	Bonn
Kr. Ortelsburg	

In stiller Trauer
Christel Dzubiel
Helmut Dzubiel und Christiane Borchers
Christine Dzubiel und Dirk Schmidt mit Yinon Youri

Früher: Gebauerstr. 7, Königsberg (Pr)
Traueranschrift: Christine Dzubiel, Stettiner Str. 19, 53119 Bonn

---

Ihr, die ihr mich geliebt habt
seht nicht auf das Leben, das ich beendet
sondern auf jenes, das ich beginne.
(Augustinus)

Nach einem erfüllten Leben entschlief unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Groß- und Urgroßmutter, meine Freundin und Tante

Eva Koeppen

geb. Kroll

* 20. Oktober 1906 in Kosaken/Krs. Goldap
Abelischken (Ilmenhorst) Krs. Gardeuen

† 30. August 2004

Sie gab uns Liebe und Geborgenheit in schweren Zeiten.

Im Namen aller, die sie liebten
Barbara Hegemann, geb. Koeppen

59427 Unna, Am Loerweg 21
48599 Gronau-Epe, Am Berge 66a

Die Beerdigung fand statt am Freitag, dem 3. September 2004 auf dem Friedhof zu Epe/Westf.

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von unserem Vater, Schwiegervater, Großvater und Bruder

Johannes Hermann Schlefereit



Forstamtmann i. R.

* 30. 07. 1922 in Wallen/Ostpreußen
† 07. 09. 2004 in Gelnhausen

Wir trauern um ihn
Uwe Schlefereit und Sigrun Kreck
Simone Wernecke, geb. Schlefereit,
und Werner mit Elena und Lauritz
Waltraut Müller-Tochtermann, geb. Schlefereit
und alle Angehörigen

35716 Dietzhölztal-Ewersbach, Oranienstraße 4
65510 Idstein, Escher Straße 19

»Respekt vor dem Patenkind«

50 Jahre Patenschaft zwischen Gelsenkirchen und Allenstein-Stadt / Von Oliver Wittke

Die Schrecken des Zweiten Weltkriegs und der Vertreibung kennen die Jüngeren nur aus Erzählungen von älteren Verwandten, aus Büchern und Filmen. Mittlerweile ist in Deutschland bereits die zweite Generation im Frieden geboren und wächst im Frieden auf. Wie weit weg erscheint ihnen diese Zeit, die vielen Älteren doch so lebhaft vor Augen steht, als wäre es gestern gewesen, sobald nur ein Wort, ein Bild die Erinnerung wachruft.

Es waren schwere Jahre. Das wissen gerade diejenigen ganz genau, die die Bombennächte durchwacht haben, die um Angehörige gebangt oder angstvoll dem Grollen der näher kommenden Front gelauscht haben. Das wissen diejenigen noch ein wenig besser, die vor den heranrückenden Soldaten geflohen oder einige Monate später vertrieben worden sind mit nicht mehr als einem Notgepäck. Auch die ersten Jahre nach dem Krieg waren entbehrungsreich. Hunger und Trümmer, diese Erfahrungen teilten nach dem Krieg die meisten Deutschen. Doch der Verlust der Heimat ist ein Schicksal, das allein die Millionen Menschen aus den damaligen Ostgebieten schultern mußten. Herausgerissen zu sein aus einer Gemeinschaft, auf sich allein gestellt zu sein unter Menschen, die ihrerseits seit vielen Jahren eine Gemeinschaft bilden, das war das schwere Los der Flüchtlinge und Vertriebenen. Der Zusammenschluß zu Stadt- oder Kreisgemeinschaften gab vielen von ihnen einen Halt in dieser stürmischen Zeit. Mit Patenschaften zwischen Kommunen und Gemeinschaften von Vertriebenen sollte ein ähnliches Ziel erreicht werden: Die Patenschaften sollten ein neues Band knüpfen zwischen Alteingesessenen und neu Hinzugezogenen und somit das herzliche Miteinander festigen.

In Gelsenkirchen hat die Integration neu hinzugezogener Bürger eine gute Tradition. Gerade Allensteinerinnen und Allensteiner gehörten zu denen, die den Aufschwung des Gelsenkirchener Bergbaus und der Schwerindustrie Ende des 19. Jahrhunderts erst möglich gemacht hatten. Sie alle hatten hier, 1.100 Kilometer von ihrer Heimatstadt entfernt, ein neues Zuhause gefunden. Ein solches Zuhause wollte die Stadt Gelsenkirchen nun gerade jenen bieten, die von den Folgen des Krieges doppelt gebeutelt waren. Im Jahr 1953 übernahm sie offiziell die Patenschaft über die Stadtgemeinschaft Allenstein, ein Jahr später wurde die Patenschaft mit einem feierlichen Akt in Gelsenkirchen besiegelt.

In den Jahren nach dem Krieg mußte vieles neu aufgebaut werden. Wenngleich Arbeit reichlich vorhanden war, so fehlte es doch vielfach am Notwendigsten. Das prägte die Aufgaben sowohl der Stadt als auch der Stadtgemeinschaft Allenstein. Wohnung, Nahrung, Kohle, daran fehlte es noch in vielen Haushalten. Die früheren Allensteiner trieben weitere Sorgen um. Die Stadtgemeinschaft leistete ihnen Hilfe in der Not. Die Rechnungslegung dieser Jahre legt davon ein beredtes Zeugnis ab: Bedürftige erhielten Weihnachtspäckchen, und die Geschäftsstelle wurde überschüttet mit Anfragen nach dem Verbleib von Verwandten und Freunden, die schnellstmöglich beantwortet wurden.

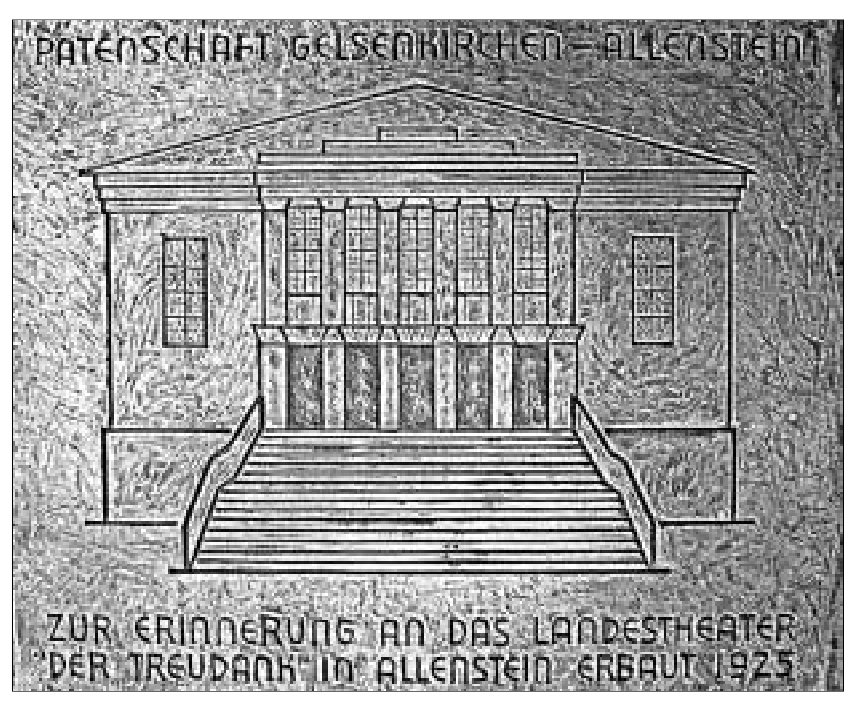
Als Patenstadt wurde Gelsenkirchen zum Ort des alljährlichen Wiedersehens. Es erfüllt mich mit Freude und Stolz, daß die Allensteiner schon beim zehnjährigen Patenschaftsjubiläum ausriefen: „Hier in Gelsenkirchen sei unser Allenstein!“ Gelsenkirchen nimmt seine Gastgeberrolle nunmehr seit Jahrzehnten wahr, und es freut sich immer wieder darauf, die ehemaligen Allensteiner zu empfangen und ihnen einen angenehmen Rahmen für ein fröhliches Wiedersehen zu schaffen. Im Rückblick fragt man sich, wie es wohl möglich war, die auf über 20.000 Adressen anwachsende Adresskartei zusammenzutragen. Moderne Hilfsmittel wie Computer und Internet hätten die Aufgabe ungemein erleichtert, doch daran war seinerzeit nicht zu denken. Telefonate und Reisen waren kostspielig. Es ist wohl nur dem außergewöhnlichen Zusammenhalt der Allensteiner zu verdanken, daß die Adressen von vielen Seiten akribisch zusammengetragen wurden.

In dem Maße, wie die Aufgaben wuchsen, wuchs auch der Bedarf an Finanzmitteln. Gern hat die Stadt Gelsenkirchen die nötigen Mittel bereitgestellt, um die Arbeit der Stadtgemeinschaft zu unterstützen. Die Großzügigkeit, die sich die Stadt damals glücklicherweise leisten konnte, wäre heute angesichts der anhaltend schlechten Haushaltslage nicht mehr möglich. Doch in den 50er und 60er Jahren konnte Gelsenkirchen die Stadtgemeinschaft Allenstein freigiebig unterstützen.

Über all die Jahrzehnte hinweg hat die Stadtgemeinschaft wie eine Gemeinde im Kleinen funktioniert. Das Prinzip der Selbstverwaltung hat sie vollständig verwirklicht. Der Kreis der Stadtvertreter hat alle wichtigen Fragen entschieden, ganz wie der Rat einer Stadt, und in der Geschäftsstelle erkennt man die Stadtverwaltung wieder – wenngleich im Miniaturformat. Die Gelsenkirchener Stadtverwaltung hat lediglich Hilfestellung bei praktischen Aufgaben geleistet. Über die Inhalte ihrer Arbeit haben ganz allein die Allensteiner selbst bestimmt.

Darin spiegelt sich das Gelsenkirchener Verständnis von Patenschaft wieder. Die Zurückhaltung ist keineswegs mit mangelndem Interesse zu verwechseln, sondern sie fußt auf dem Respekt vor ihrem Allensteiner Patenkind. Nun ist üblicherweise der Pate erwachsen und das Patenkind, wie der Name schon sagt, noch jung und unerfahren. In einem solchen Fall wird der eine führen und der andere folgen. Doch dieser Fall lag anders, kamen doch die Frauen und Männer aus Allenstein als gute ausgebildete Persönlichkeiten nach Gelsenkirchen, denen es nicht an Führung mangelte, sondern an freundschaftlicher Unterstützung und einer helfenden Hand. Die damit verbundene Definition der Rolle des Paten hat die Stadt Gelsenkirchen gern akzeptiert.

Auch in der Gelsenkirchener Bürgerschaft fanden sich Jugendliche und Erwachsene, Frauen und Männer, die freudig die Patenschaft mit Leben gefüllt haben. Zwischen den Sportvereinen aus beiden Städten ist eine herzliche Beziehung entstanden. Auch vier Gelsenkirchener Schulen haben den Patenschaftsgedanken mit Leben erfüllt. Die Stadtgemeinschaft Allenstein wiederum hat mit viel Elan und Ideenreichtum das Ihre getan, um Begegnungen zu initiieren und die Gelsenkirchener mit dem Kulturschaffen der ehemaligen Allensteiner vertraut zu machen.



Ein Zeugnis der Verbundenheit und des Respekts vor einander: *Bronzetafel im Musiktheater Gelsenkirchen* Foto: privat

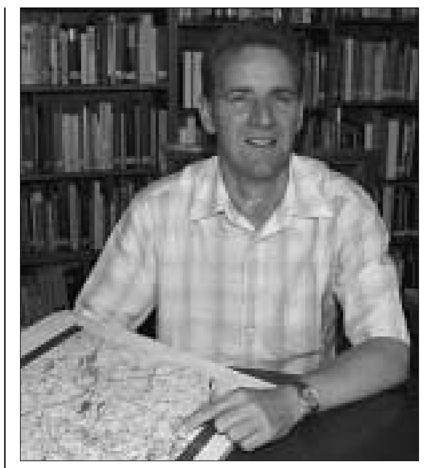
Zur Zeit des Falls des Ostblocks hatte Gelsenkirchen die Patenschaft mit den ehemaligen Allensteinern bereits erweitert um eine Partnerschaft mit der Stadt Allenstein. Im vergangenen Jahr hat Allenstein gemeinsam mit seinen ehemaligen Bewohnern und den Partnern aus Gelsenkirchen seinen 650. Geburtstag gefeiert. Das war ein Zeichen dafür, daß die Versöhnung in Europa gelungen ist – wenngleich die früheren Allensteiner weiterhin die Sehnsucht nach der Heimatstadt im Herzen tragen werden. ■

Zwischen Gestern und Heute

Haus Schlesien weitet seine grenzüberschreitende Zusammenarbeit aus

Wieder einmal beweist Haus Schlesien seine Vermittlerrolle auf dem Weg aus einer interessanten Geschichte in die Zukunft. Auf fundierter Basis wird dabei eine breit angelegte Bildungsarbeit betrieben“, bemerkte Museumsdirektor Dr. Stephan Kaiser zur Beteiligung des Hauses an der Premiere des Denkmaltages in Schlesien.

Erstmals findet am 18. und 19. September im Rahmen des Europäischen Denkmaltages 2004 auch der „1. Denkmaltag Niederschlesiens“ statt. Die Veranstaltung wurde von Haus Schlesien, Deutsches Kultur- und Bildungszentrum e.V., Königswinter/Rhein, in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Kunstgeschichte der Renaissance und Reformation am Institut für Kunstgeschichte der Universität Breslau organisiert und vom Sächsischen Staatsministerium des Innern, Dresden, gefördert. Die Auswahl der insgesamt 17 Denkmäler orientierte sich an dem diesjährigen polnischen Schwerpunktthema „Holzarchitektur und industrielles Erbe“ verbunden mit dem deutschen Motto „Wasser“. Bei kostenlosen Führungen werden die Denkmäler vorgestellt und ihre Funktion sowie Erhaltungsmaßnahmen erläutert. Zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten gehören neben den beiden schlesischen Stätten des Unesco-Weltkulturerbe, die Friedenskirchen Jauer und Schweidnitz, Kloster Leubus, die Zuckerfabrik Weizenrodau, die Oderbrücken Steinau, die Schleusen bei Breslau und die Bobertalsperre in der Nähe von Hirschberg.


Sieht sich als Mittler: *Dr. Stephan Kaiser* Foto: DG

Im Rahmen der grenzüberschreitenden Kulturarbeit hat Haus Schlesien in diesem Jahr gemeinsam mit dem Museum des Lebuser Landes und der Stiftung „Fürst-Pückler-Park Bad Muskau“ die Ausstellung „Wechselnde Identitäten“ im Neuen Schloß von Bad Muskau gezeigt. Das Kloster Leubus wiederum beherbergt noch bis Mai 2005 die Ausstellung „Wege nach/durch Schlesien“, die das Reiseziel Schlesien im Wandel der Zeiten vorstellt. Die Ausstellung steht unter der Schirmherrschaft des niederschlesischen Woiwoden und des Marschalls des Verwaltungsgebietes Niederschlesien.

Wie Dr. Kaiser mitteilt, hat Haus Schlesien die bereits gute Zusammenarbeit mit polnischen Partnern durch die neue Ausstellungsreihe „Schlesische Museen zu Gast“ einmal mehr intensiviert. Somit wird eine neue Veranstaltungsreihe eröffnet, die schlesischen Museen die Gelegenheit zur Selbstdarstellung im Westen Deutschlands eröffnet. Das Projekt startete mit der Sonderschau „Alte Handwerkskunst aus dem Regionalmuseum Jauer – Ein Sammlungsquerschnitt“ am vergangenen Wochenende (12. September). Die Präsentation des Museums in Jauer/Jawor, der früheren Hauptstadt eines mittelschlesischen Herzogtums, enthält Exponate aus den Sammlungen zur regionalen Kunstgeschichte sowie Zeugnisse der Zunftaktivitäten. Die Sonderausstellung ist bis zum 14. November zu besichtigen.

Ebenfalls seit dem 12. September ist in Königswinter die 200. Jubiläumsausstellung des Museums für schlesische Landeskunde unter dem Motto „Schlesisches Silber. Schätze der Silberwarenfabrik Julius Lemor, Breslau 1818–1945“ zu sehen. Bis zum 12. Dezember zeigt die gemeinsam mit dem Stadtmuseum Breslau und namhaften Sammlern konzipierte Präsentation erstmals einen Querschnitt durch die gesamte Produktion schlesischen Silbers. **DG**

Geschichtsseminar

Hamburg/Bad Pyrmont – Unter dem Titel „Die Flüchtlinge kommen“ führt die Kulturabteilung der Landsmannschaft Ostpreußen vom 8. bis 10. Oktober 2004 im Ostheim in Bad Pyrmont ein historische Seminar durch. Auf dem Programm stehen unter anderem Vorträge über die verschiedenen Aspekte der Beziehungen zwischen Einheimischen und Flüchtlingen in den ersten Nachkriegsjahren, über das besondere Schicksal ostpreußischer Waisenkinder, den Lastenausgleich und die Lebenssituation der in Ostpreußen verbliebenen Deutschen. Referieren werden unter anderem Ruth Geede, Gabriele Jannowitz-Heumann, Prof. Dr. Siegfried Neumann und Burkhard Ollech. Die Seminargebühr beträgt 75 Euro bei freier Vollverpflegung und Unterbringung im Doppelzimmer. Einzelzimmer stehen nur in beschränkter Umfang zur Verfügung. Anmeldeunterlagen und nähere Informationen bei der Kulturabteilung der Landsmannschaft Ostpreußen, Dr. Sebastian Husen, Parkallee 86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 28, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: husen@lm-ostpreussen.de. ■

Herbstfreizeit im Ostheim

Bad Pyrmont – Freizeiten im Ostheim, das sind gemeinsame Urlaubstage mit einem dosierten Programmangebot, das für jeden Gast etwas zu bieten hat. Der Tag beginnt nach dem Frühstück mit einem morgendlichen Singen oder der Gymnastik. Am Vormittag wird Bad Pyrmont mit seinen Sehenswürdigkeiten und Einkaufsmöglichkeiten erkundet. Nach der wohlverdienten Mittagsruhe laden das Haus oder eines der vielen Cafés im Ort zum Kaffeetrinken ein oder man beteiligt sich an einer geführten Wanderung. Ein Nachmittag ist für eine Halbtagesfahrt in die nähere Umgebung reserviert. Am Abend bietet das Programm Diavorträge oder Videofilme, Tanz- oder Spielabende, man sieht fern oder spielt gemeinsam Karten und tauscht Erinnerungen aus der Heimat aus. Am letzten Abend feiern wir nach ostpreußischer Art Abschied, zu dem jeder nach seinen Möglichkeiten lustige und besinnliche Beiträge beisteuern kann. Sie sind in einer Gemeinschaft mit ostpreußischen und ostdeutschen Landsleuten, wie in einer großen Familie. Das Ostheim bietet vom 27. September bis 7. Oktober 2004 wieder eine Herbstfreizeit für Senioren an. Der Inklusivpreis für diese zwei Wochen beträgt 434 Euro im Einzelzimmer und 374 Euro pro Person im Doppelzimmer und enthält Vollpension, die Gästebetreuung, eine Halbtagesfahrt und die Reiserücktrittskostenversicherung. Die Kurtaxe wird vom Staatsbad separat erhoben. Anmeldungen (bitte schriftlich) an das Ostheim – Jugendbildungs- und Tagungsstätte, Parkstraße 14, 31812 Bad Pyrmont, Telefon (0 52 81) 9 36 10, Fax (0 52 81) 93 61 11, Internet: www.osheim-pyrmont.de, E-Mail: info@ostheim-pyrmont.de ■

Das vorläufige Ende einer Waffenbrüderschaft

Vor 60 Jahren mußte Finnland aus der gemeinsamen Front mit den Deutschen gegen den Bolschewismus ausscheren

Die deutsch-finnische Waffenbrüderschaft im Zweiten Weltkrieg hat eine Tradition, die noch über die Gründung eines unabhängigen Finnland im Jahre 1917 hinausreicht. Bereits zwei Jahre vorher war aus finnischen Freiwilligen ein preußisches Jägerbataillon aufgestellt worden. Diese zuletzt 2.000 Mann starke Formation wurde ausschließlich an der Ostfront eingesetzt. Nach dem Ersten Weltkrieg konnte die Weimarer Republik unter Umgehung des Versailler Diktats auf finnischen Werften U-Boote bauen.

In dem geheimen Zusatzprotokoll zum deutsch-sowjetischen Angriffsvertrag lieferte Hitler Finnland an Stalin insoweit aus, als dort das skandinavische Land als Bestandteil der russischen Interessensphäre ausgewiesen war. Wenige Monate nach Vertragsabschluß, am 30. November 1939, überfiel die Sowjetunion im Windschatten des zwischenzeitlich ausgebrochenen Zweiten Weltkrieges Finnland. Stalin wollte sich das Land – ähnlich wie zuvor die drei baltischen Republiken Estland, Lettland und Litauen – einverleiben, aber das kleine skandinavische Volk ließ sich nicht einschüchtern und nahm einen Krieg gegen den übermächtigen Nachbarn im Osten in Kauf, obwohl die finnischen Streitkräfte in den 20er und 30er Jahren wenig Mittel erhalten hatten. Zur großen Enttäuschung Finnlands blieb Deutschland tatsächlich neutral, also vertragstreu. Hitler wahrte die Neutralität sehr konsequent. Im Hamburger Hafen wurden italienische Fiat-Jäger beschlagnahmt, die Finnland bestellt hatte.

In einem unerhört verlustreichen Kampf konnten sich die finnischen Streitkräfte ein halbes Jahr behaupten. Bis März 1940 hatte die Rote Armee rund eine Million Soldaten, in 45 Divisionen gegliedert, mit 3.200 mittleren und schweren Panzern gegen die Finnen eingesetzt. Die Aggressoren büßten 200.000 Mann durch Tod, 1.000 Panzer sowie 900 Flugzeuge ein. Die Verluste der Finnen betrugen 24.923 Gefallene und Vermißte sowie 43.557 Verwundete.

Bei einer Einwohnerzahl von rund vier Millionen wog das schwer. Im Frühjahr 1940 waren die Finnen mit ihrer Kraft am Ende. Stalin versuchte allerdings nicht mehr, Finnland als Ganzes zu annektieren. Damit blieb dem Land das Schicksal der drei baltischen Staaten erspart. Es mußte allerdings im Frieden von Moskau die karelische Landenge und Teile Ostkareliens einschließlich seiner zweitgrößten Stadt Wiborg abtreten.



Ihre beiden Völker arbeiteten im Zweiten Weltkrieg über Jahre gut, aber letztlich erfolglos zusammen: *Deutschlands und Finnlands (zeitweilige) Staatschefs Adolf Hitler und Carl Gustav Emil Freiherr von Mannerheim (rechts) in der „Wolfsschanze“* Foto: Ullstein

So war es nicht verwunderlich, daß die politische Führung des Landes zwei Tage nach dem Beginn des deutschen Angriffes auf Rußland die Chance ergriff, mit einer Kriegsbeteiligung an der Seite Deutschlands die verlorenen Gebiete zurückzugewinnen. Die finnische Staatsführung proklamierte den „nationalen Verteidigungskampf“. Für diesen sogenannten Fortsetzungskrieg wurden 16 Prozent der Wohnbevölkerung zu den Waffen gerufen. Die Ausrüstung der Streitkräfte war aufgrund der bescheidenen finanziellen Möglichkeiten der Skandinavier zwar immer noch unzureichend, aber deutlich besser als noch im vorausgegangenen sogenannten Winterkrieg. Die Infanterie war vermehrt mit Maschinenpistolen aus eigener Produktion ausgestattet worden, andererseits waren drei verschiedene Stahlhelme in Gebrauch: die deutschen Modelle des Ersten Weltkrieges und des Modelljahrganges 1935 sowie die in großer Zahl erbeuteten russischen Stahlhelme.

Bereits im August 1941 zogen die Skandinavier wieder in Wiborg ein, im Herbst konnten Rukojärvi und Sortavala zurückerobert werden. Damit waren die finnischen Kriegsziele erreicht. Der Staatspräsident Marschall Carl Gustav Emil Freiherr von Mannerheim wollte seine Truppen nicht außerhalb des von Finnland beanspruchten Territoriums einsetzen.

Die Kriegswende im Osten veranlaßte Finnlands politische Führung, Verhandlungen über einen Sonderfrieden aufzunehmen. Die Bedingungen der Sowjets waren mehr als hart. Außer den bereits annektierten Ländereien wurden nun die Nickelgruben von Petsamo und Finnlands Zugang zum Eismeer gefordert. Dies war den Finnen zu viel. Der finnische Reichstag lehnte daher am 16. März 1944 ab.

Die schwedische Regierung übte jedoch Druck auf den skandinavischen Nachbarn aus, den Gesprächsfaden nicht abreißen zu lassen. Der Druck war insofern erfolgreich, als die Friedensgespräche in Stockholm weitergingen – inoffiziell.

Im Juni 1944 begannen die Sowjets eine große Offensive an der karelischen Landenge. Nach starken Luftangriffen am vorausgegangenen Tage begann am 10. Juni heftiger Artilleriebeschuß. Unmittelbar nach Beginn der Offensive verlegten auf energischen Druck Finnlands hin deutsche Luftstreitkräfte und Heeresverbände nach Südfinnland, darunter der Gefechtsverband Kuhlmey. Es zeichnete sich jedoch ab, daß trotz deutscher Unterstützung die Front nicht mehr zu halten war.

Finnland akzeptierte deshalb nun, was es im März des Jahres noch abgelehnt hatte. Am 2. September 1944 mußte es die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abbrechen und die deutschen Truppen des Landes verweisen. Am 19. September 1944 wurde in Moskau der Waffenstillstandsvertrag unterschrieben.

Finnland ehrt bis heute seine ehemaligen deutschen Waffenbrüder

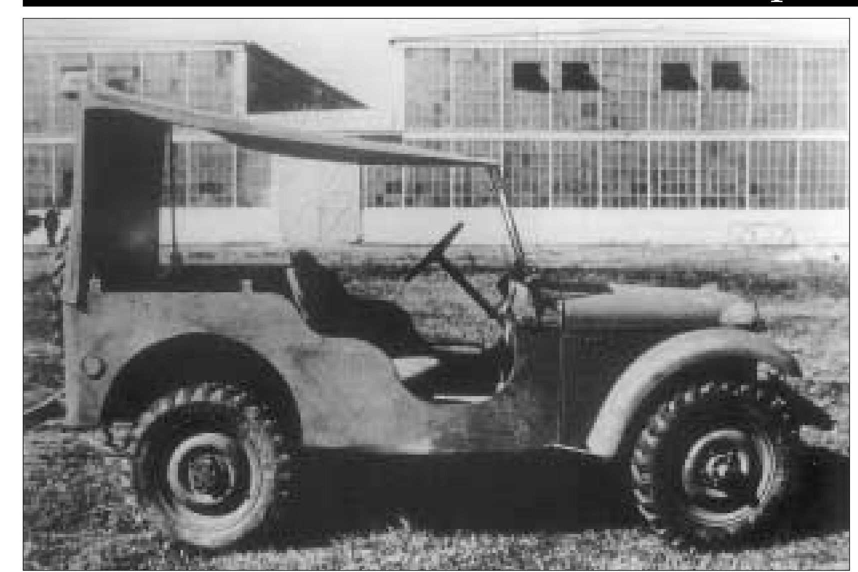
Der Fortsetzungskrieg hatte Finnland 58.482 Tote und 157.443 Verwundete gekostet.

Während die in Südfinnland stehenden deutschen Verbände das Land gemäß der von Finnland nolens volens gesetzten Frist verlassen konnten, war dies im unwegsamen Gelände in Mittel- und Nordfinnland nicht möglich. Die Sowjets zwangen die finnische Staatsführung nunmehr, Truppen gegen die im Rückzug befindlichen deutschen Kräfte einzusetzen. Es kam zu Kämpfen, die auf beiden Seiten nur mit wenig Elan geführt wurden. Die Deutschen wollten Finnland ohnehin verlassen, und die Finnen hatten gar keine Veranlassung, gegen ihre früheren Waffenbrüder vorzugehen. Finnlands Armeechef und Staatspräsident fand 1944 die folgenden Worte: „Ich kann Ihnen bezeugen, daß während der ganzen vergangenen Jahre in Finnland auch nichts passierte, das uns dazu hätte verleiten können, in den deutschen Truppen Eindringlinge oder Eroberer zu sehen. Ich glaube, daß das Verhältnis der deutschen Armee in Nordfinnland zu der einheimischen Bevölkerung und zu den einheimischen Behörden als ein unter ähnlichen Verhältnissen vielleicht einzig dastehendes Beispiel von korrekten und herzlichen Beziehungen in unsere Geschichte eingehen wird.“

Lange sah es so aus, als sollte der Wunsch des früheren finnischen Staatspräsidenten in Erfüllung gehen. Deutsche waren und sind in Finnland gern gesehen. Im Sommer 1994 wurde auf dem südfinnischen Flugplatz Immola ein Gedenkstein für die deutschen Flieger enthüllt, die 1944 geholfen hatten, das Land zu verteidigen. Dies geschah unter reger Anteilnahme der Bevölkerung. Auch die Präsidentin des finnischen Reichstages nahm an dieser Feierstunde teil. Ein angemessener Vertreter der deutschen Regierung fehlte allerdings. In der finnischen Bevölkerung rief dies Unverständnis hervor, während die finnische Diplomatie dazu diplomatisch schwieg. Anläßlich eines Staatsbesuches des damaligen Bundespräsidenten Johannes Rau glaubte dieser, sich in Finnland für im Namen Deutschlands begangene Untaten entschuldigen zu müssen. Diese Erklärung rief nicht nur Unverständnis hervor, sondern könnte künftig Grundlage für finanzielle Forderungen sein. Rau hat hier auch langfristig betrachtet den deutsch-finnischen Beziehungen schweren Schaden zugefügt. **Hans Lody**

Das historische Kalenderblatt: 21. September 1941 – Bantam stellt den Prototyp »Old Number One« fertig

Die Geburt des »Jeeps«



„Old Number One“: *Der erste „Jeep“ vor seiner Übergabe an die US-Army am 23. September 1941* Foto: Archiv

Der US-amerikanische „Jeep“ verdankt ähnlich dem deutschen „Kübelwagen“ seine Entstehung dem Wunsche des Militärs nach einem modernen vierrädrigen Ersatz für das Motorrad beziehungsweise das Krad mit Beiwagen. Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges war ein Kriegseintritt der Vereinigten Staaten absehbar, und auch schon vor dem Eintritt verstanden sich die USA laut ihrem eigenen Präsidenten als das „Arsenal der Demokratie“. Damit ging eine massive Aufrüstung einher.

Zu dieser Aufrüstung gehörte auch die Entwicklung eines leichten Aufklärungsfahrzeuges mit Vierradantrieb, das in großen Stückzahlen als Standardfahrzeug produziert werden sollte. Aufgrund der Größenordnung des Projektes wurden gleich 135 Unternehmen angesprochen. Die Ausschreibung besagte, daß innerhalb von 49 Tagen nach Vertragsunterzeichnung ein Prototyp vorliegen müsse und 69 weitere Exemplare innerhalb weniger Monate zu liefern seien. Nur eine Firma erfüllte diese Bedingung, die American Bantam Car Company. Am 21. September wurde der Prototyp „Old Number One“ fertiggestellt und zwei Tage später der US-Army zu Testzwecken übergeben.

Die US-Armee scheute sich jedoch, ein derart kleines Unternehmen alleine mit der Herstellung eines Standardfahrzeuges zu betrauen, und so wurde den größeren Konkurrenten Willys-Overland und Ford die Möglichkeit gegeben, Prototypen nachzureichen. Am 11. November 1941 liefert Willys den „Quad“ und am 23. November 1941 Ford den „Pygmy“ ab. Alle drei Unternehmen wurden daraufhin beauftragt, je 1.500 Exemplare zu produzieren. Am besten gefielen den Army-Testern der leistungsstarke Motor des „Quad“ und die Karosserie des „Pygmy“, und so erhielten Willys und Ford den Großauftrag, gemeinsam eine entsprechende Mischung als Volumenmodell zu produzieren. Bantam mußte sich mit dem Bau von Anhängern begnügen.

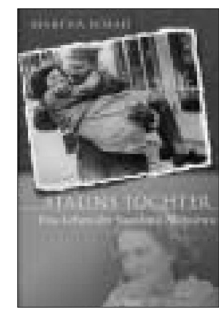
Anfänglich noch mit geschweißtem Kühlergrill erhielt der „Jeep“ bereits 1942 den an diesem Wagen ungleich vertrauteren gepreßten Grill. Vom Weltkriegs-„Jeep“ wurden zwischen dem 18. November 1941 und dem 21. September 1945 361.339 Exemplare von Willys und 278.000 Einheiten von Ford produziert.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges mußte auch die US-Automobilindustrie auf Friedenswirtschaft umstellen. Das Ergebnis war die „CJ“-Baureihe, wobei „CJ“ für „Civilian Jeep“ steht. Der „CJ“ war nicht nur an die Erfordernisse des Friedens angepaßt, sondern wies auch einige technische Verbesserungen auf. Vom Weltkriegs-„Jeep“ ist der „CJ“ auf den ersten Blick an den fest montierten und größeren Scheinwerfern zu erkennen.

Ab 1950 erhielten die US-Streitkräfte als Nachfolger des Weltkriegs-„Jeeps“ eine militärische Version der „CJ“-Reihe, den „M-38“, der den Koreakrieg prägte. Zwei Jahre später folgte der „M-38A1“. Dessen neukonstruierte Karosserie unterscheidet sich von denen der Vorgänger vor allem durch ihren ungleich höheren Motorraum und die runderen Formen. Diese neue Karosserieform fand mit dem „CJ-5“ 1954 auch Einzug in die bis 1986 gebaute zivile „CJ“-Reihe.

Puristen betrachten den „M-38A1“ als den letzten Militär-„Jeep“, denn sein 1959 für die Serienproduktion freigegebener Nachfolger beim US-Militär, der „M-151“, ist eine Neukonstruktion von Ford. Mit seiner eckigeren Form und dem flacheren Motorraum den Vorgängern des „M-38A1“ nicht unähnlich ist er von diesen durch die waagerechten statt senkrechten Streben des Kühlergrills leicht zu unterscheiden. In den US-Streitkräften kam der Anfang seines Ende mit der 1984 erfolgten Einführung des ungleich größeren „Hummer“, der aus der Irakkriegsberichterstattung hinlänglich bekannt sein dürfte. In den Vereinigten Staaten wurde der „M-151“ noch bis in die frühen 90er Jahre von der Nationalgarde verwendet. Bei Streitkräften mit den USA befreundeter, aber weniger wohlhabender Staaten findet das Kriegsgerät bis heute Verwendung. So dürfte der eine oder andere den Wagen von Berichten aus den israelisch besetzten Gebieten kennen.

Der zivilen „CJ“-Reihe folgte 1987 der „Wrangler“, dessen erste Exemplare an den für die damalige Zeit typischen rechteckigen Scheinwerfern unschwer zu erkennen sind. Der Aufschrei unter den „Jeep“-Freunden ob dieses Bruches mit der Tradition war jedoch derart heftig, daß mit dem Wechsel vom „Wrangler YJ“ zum „Wrangler TJ“ 1996/97 wieder die „guten alten“ Rundscheinwerfer zurückkehrten. In dieser Form wird der „Jeep“ bis zum heutigen Tage gebaut, und während der „Kübelwagen“ trotz seiner unbestreitbaren technischen Qualitäten mit der Wehrmacht untergegangen ist, ist bei seinem US-amerikanischen Pendant noch nicht einmal ein Ende der Produktion absehbar. **Manuel Ruoff**



Stalin als Vater

Das verpfuschte Leben seiner Tochter

Martha Schad beschreibt in „Stalins Tochter – Das Leben der Swetlana Allilujewa“ zu Beginn dieses Buches die Kindheit der einzigen Tochter Stalins.

Schmerzhaft ist für die kleine Swetlana der Selbstmord der eigenen Mutter, doch die mangelnde Aufmerksamkeit und Liebe des Vaters war viel verletzender, denn Stalins nicht gerade liebevolle und zärtliche Erziehung seiner Tochter zeichnete sich vor allem durch häufige Abwesenheit aus. Bewegt verfolgt der Leser den von der Autorin hier aufgeführten Schriftwechsel zwischen Vater und Tochter. Allerdings endet Stalins letzter Rest an Zuneigung gegenüber Swetlana abrupt, als diese beginnt zur Frau heranzuwachsen.

Je älter Swetlana wird, desto mehr beginnt sie, an dem einst so abgöttisch geliebten Vater und dessen Politik zu zweifeln. Nach Stalins Tod kommt die junge Frau desillusioniert und verbittert über Stalin zu folgendem Fazit: „Für mich war es besonders schwer zu begreifen, was mein Vater für Rußland tatsächlich gewesen ist, weil es zu furchtbar ist.“

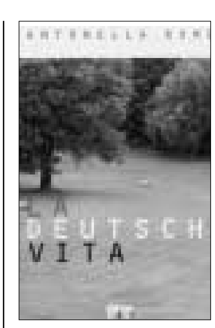
Mit der Liebe zu dem 20 Jahre älteren Alexej Kapler beginnt Swetlanas gestörtes Verhältnis zu Männern. Ehe um Ehe scheitert.

Anfangs lebte Stalins Tochter das Leben einer Millionärin, doch im Laufe der Jahre verlor sie nahezu ihr ganzes Vermögen.

Für den Leser gänzlich unverständlich bleibt Swetlanas unvorhersehbare Ausreise in die USA ohne ihre Kinder. Alles was den Kindern von der Mutter blieb, waren die Briefe, die sie ab und zu von ihr erhielten. Besonders tragisch erscheint die Tatsache, daß die einst so reiche und gebildete Tochter Stalins im Alter von 66 Jahren in einem Armenhospiz in London leben mußte.

Als sehr vielschichtig und komplex beschreibt die Autorin den Charakter der Person Swetlana Allilujewa. Ein spannendes, ereignisreiches und tragisches Buch über die Suche einer Frau nach sich selbst. **A. Ney**

***Martha Schad: „Stalins Tochter – Das Leben der Swetlana Allilujewa“**, Gustav Lübbe, Bergisch Gladbach 2004, Abb., geb., 394 Seiten, 22,90 Euro*



Verfallen

Italienerin über ihre deutsche Wahlheimat

Er war so anders als die italienischen Männer. Statt übertriebenen Komplimenten und schnellem Sex wollte er einfach nur spazierengehen und reden. Antonella Romeo verliebte sich bei einem Journalistenaustauschprogramm in den USA völlig überraschend in ihren deutschen Kollegen Ulrich. Nach dem sie ihre Gefühle für einander akzeptiert hatten, stand ihnen jedoch bevor, ihre Familien darüber zu informieren. Doch hier begannen für Antonella die Probleme. Ihr Großvater war im Widerstand gegen die Deutschen gewesen und ihre Mutter haßte die Deutschen noch aus der Besatungszeit. Spannungen waren da kaum zu umgehen, doch als ihr Nonno über die Nationalität des neuen Freundes seiner Enkelin aufgeklärt wurde, sagte der alte Herr nur: „Das Wichtigste ist es, sich lieb zu haben.“ Somit hatte das greise Familienoberhaupt gesprochen.

Antonella zog schon bald zu Ulrich nach Hamburg, wo sie schnell lernte, daß sie einem anderen Menschenschlag gegenüberstand, der sie manchmal ziemlich überraschte. In „La deutsche Vita“ hat die Journalistin nun viele dieser Erlebnisse aufgeführt. Erfrischend beschreibt sie Gewohnheiten, die uns so vertraut sind, daß man gar nicht mehr merkt, daß es auch anders geht. Aber auch die typischen Eigenarten der Italiener läßt sie nicht unerwähnt.

Doch „La deutsche Vita“ ist keineswegs ein Buch, das nur den Deutschen, das wundersame Wesen, behandelt, es ist zugleich auch ein sehr persönliches und sogar politisches Buch. „Wie oft mußte ich dieses Land verteidigen!“, schreibt die Autorin. „Manche italienische Kollegen waren sehr enttäuscht, als sie hörten, daß ich in Deutschland nicht leide. Vor allem aber mußte ich Deutschland vor den Deutschen in Schutz nehmen.“ Dies fällt der Turinerin jedoch nicht schwer, denn ihr Herz schlägt auch für ihre neue Heimat, das Land, in dem ihre beiden Töchter Cecilia und Alessia geboren sind und dessen zugegeben etwas spröden Charme sie verfallen ist. Sympathisch frisch! **Rebecca Bellano**

***Antonella Romeo: „La deutsche Vita“**, Hoffmann und Campe, Hamburg 2004, geb., 202 Seiten, 15,90 Euro*

In der Redaktion eingetroffen

Unbeschwerte Kindertage in Masuren“ erlebte Herbert Martin Taday und hält sie überschaubar, mit kindlichem, aber nie kindischem Blick für das alte ländliche Ostpreußen fest. Dem familiensinnigen Autor gelingt die Homage an die Menschen seiner Zeit mit Humor: „Als einmal Inges Mutter – Tante Martha – und gleichzeitig Kicki zu Besuch waren, arbeitete Kicki einen Plan aus, um Tante Marthas unübersehbarer Körperfülle zu Leibe zu rücken. Proteste halfen nichts, man ging folgendermaßen vor: Da sie ihren Badeanzug nicht zur Hand hatte, zog Tante Martha eine Kleiderschürze an. Die Schürze wurde zugedreht, jedoch nicht ganz ... Tante Martha wurde hinter der Schleuse ins Wasser geleitet und dann aus dem Wasser gehoben und dann mit tatkräftiger Unterstützung der anwesenden Familienmitglieder auf die glatte Holzbahn gehoben.“ Wie die Tante das Abenteuer in der Schleuse überstand und welche liebevollen Eigenarten seiner Umgebung der kindliche Erzähler noch entdeckt, läßt sich vergnügt lesen und verschafft einen direkten Blick in die Seele Masurens. **SV**

***Herbert Martin Taday: „Unbeschwerte Kindertage in Masuren“**, Frieling Verlag, Berlin, 94 Seiten, broschiert, 6,90 Euro*

In vierjähriger Forschungsarbeit hat Klaus Schulz-Sandhof unter dem Titel „Radau in Rudau“ die Regionalgeschichte des Samlandes anhand von Originaldokumenten und Zeugnissen der Bewohner anschaulich und kompakt dargestellt. Das durchgehend bebilderte Werk bietet zu praktisch jedem Bereich im Leben des Ortes einen sachlichkurzen und doch spannenden Bericht und setzt erstaunlich vielschichtig die schicksalhafte Entwicklung auch über Flucht und Vertreibung hinaus anhand zahlreicher Zeitzeugen-Dokumente fort, so anhand der Aussagen russischer Neubauern 1947: „Statt ordentlicher Schuhe hatten die Deutschen nur Holzschuhe. Das Klappern dieser ‚Schuhe‘ hörte man von weitem. Um zu überleben, sind die Deutschen von Dorf zu Dorf gegangen und haben Ringe und Ohrringe gegen Lebensmittel eingetauscht.“ **SV**

***Klaus Schulz-Sandhof: „Radau in Rudau“**, Selbstverlag, 260 Seiten, zu beziehen bei: K. Schulz-Sandhof, An der Elbe 4-6, 29490 Drethem, broschiert, 29 Euro*



Juratès schöne Tränen

Höhepunkt der Bernsteinbegeisterung gipfelte im geheimnisumwitterten Bernsteinzimmer

Es gibt viele Sagen um die Entstehung des Bernsteins, die schönste überlieferte Litauen. Herzerweichend weint die Meerfrau Juratè, weil ihr Wasserschloß zerstört worden war. Die Tränen sanken in die Ostsee und erstarrten zu Bernstein. Soweit die Sage. In Wirklichkeit handelt es sich um verhärtetes Kiefernharz einst versunkener Wälder. Magischer Glaube will, daß Bernstein vor allerlei Schicksalsunbill schützt. Dies alles und viel mehr erzählt Elisabeth Pineau in ihrem Bildband. Die Geschichte des weltberühmten „Bernsteinzimmers“ bildet den Schwerpunkt.

Der in Königsberg gekrönte Friedrich I. von Preußen war Bernsteinliebhaber. 1701 ließ er zwölf Bernsteinpaneele fertigen und sie zunächst im Charlottenburger Schloß und dann im Berliner Stadtschloß anbringen. Hier schmückten sie die Wände eines Eckzimmers, das später sein Sohn Friedrich Wilhelm I., der „Soldatenkönig“, in Freundesrunde als Tabakskabinett (Tabakskollegium) nutzte. Und nun beginnt schon die Geschichte des Abschieds.

1716 weilte Zar Peter I. in Berlin. Er sagte dem Preußenkönig, daß ihm dessen Vater während eines früheren Besuches ein Zimmer mit Bernsteinwänden gezeigt habe. Friedrich Wilhelm führte Peter ins „Tabakskollegium“. Die Sonne schien herein, brachte die Paneele zum Funkeln. „Ein Wunder“ murmelte Peter. Einer Eingebung folgend, machte der Preuße dem Zaren die Paneele zum Geschenk. Als Gegengabe bot Peter militärische Unterstützung gegen Schweden, um Pommern für Preußen zurückzugewinnen. Das Bernsteinzimmer ging so nach Petersburg, wo es einem Raum des Landschlosses Zarskoje Selo lichtersprühend Zauber verlieh.

Rußlandfeldzug 1941: Erich Koch, Gauleiter von Ostpreußen, beschloß, die Täfelungen aus Zarskoje Selo abmontieren zu lassen und zur „Sicherstellung“ ins Königsberger Schloß zu bringen. Sie kamen auch an. Doch nach den Bombardements auf Königsberg im August 1944 verlor sich ihre Spur. Viele Suchaktionen gab es, Gerüchte kursierten. Das Bernsteinzimmer blieb verschollen.

1983 entschied die russische Regierung, das Bernsteinzimmer in originalgetreuer Rekonstruktion neu zu schaffen. Enorme Geldmittel waren erforderlich. Die Kredite erschöpften sich. 1997 drohte dem Projekt das Ende. 1999 griff die deutsche Ruhrgas AG aus Essen ein. Sie sicherte eine Finanzierung in Höhe von 3,5 Millionen Dollar zu, um ein „international bedeutsames Kulturobjekt zu unterstützen“.

Wie einst leuchtet das „Weltwunder“ in Zarskoje Selo. Ursprünglich ein Geschenk Preußens, heute ein mitfinanziertes Geschenk Deutschlands. **Esther Knorr-Anders**

***Elizabeth Pineau: „Magie des Bernsteinzimmers – Das Bernsteinzimmer von Zarskoje Selo bei St. Petersburg“**, Verlag Christian Brandstädter, Wien 2003, 96 Seiten, Abb., 24,90 Euro*



Hexenjagd

Geheiminisvoller Mord im Mittelalter

Kirchrode im Jahr 1547. In dem Harzstädtchen steht die junge Kräuterfrau Freya Säckler unter der Anklage der Hexerei. Als sie unter der Folter zusammenbricht, läßt der Bürgermeister den Alchimisten Lapidius holen, damit dieser sich medizinisch um Freya kümmert. Bei seiner Untersuchung stellt er fest, daß sie mit der Lustseuche (Syphillis) infiziert ist. Lapidius ist der einzige, der mit Hilfe seiner Hitzkammer diese Krankheit behandeln kann. Man gewährt ihm 20 Tage Aufschub. Nach kurzer Zeit kommen ihm Zweifel an der Schuld von Freyja und er beginnt den Fall zu untersuchen. Dabei gerät er selber in höchste Gefahr. Als zwei ermordete junge Frauen gefunden werden, denen man auf die Stirn die Initialen F+S geritzt hat, stürmt der aufgewiegelte Pöbel das Haus von Lapidius. Freya schützt die verschlossene Hitzkammer. Erst als Lapidius, den über seiner Haustür aufgehängten Frauenkopf genauer untersucht, kommt er dem Geheimnis Stück für Stück näher.

Wolf Serno hat mit dem Buch „Die Hitzkammer“ einen weiteren historischen Roman geschrieben. Aus seiner Feder stammen auch Titel wie „Der Wanderchirurg“, „Der Chirurg von Campodios“ und „Tod im Apothekerhaus“. Der Autor nimmt den Leser jetzt mit in die Zeit der Hexenverfolgung. In den meisten europäischen Ländern glaubte das Volk im Mittelalter an die Existenz von Hexen. Eine wichtige Rolle spielte dabei nicht zuletzt die Kirche. Im Jahre 1484 befahl Papst Innozens VIII. sogar ausdrücklich das Aufspüren von Hexen als „Pflicht der christlichen Kirche“. Später erschien dazu ein entsprechendes Regelwerk, das unter dem Namen „Hexenhammer“ bekannt geworden ist. Frauen wurden meist wegen ihrer besonderen Fähigkeiten und ihres Wissens als Hexen verteufelt und viele auf dem Scheiterhaufen verbrannt. **B. Mußfeldt**

***Wolf Serno: „Die Hitzkammer“**, Droemer, 350 Seiten, 18,90 Euro*



Zur Völkerverständigung

Englischer Flieger sucht im Zweiten Weltkrieg Schutz bei Polen

Die Völker Europas rücken zusammen. Auch Deutschlands östlicher Nachbar Polen wurde im Mai 2004 Mitglied der Europäischen Union. Rechtzeitig zu diesem Termin erschien ein Buch, dem eine gewisse Brückenfunktion zwischen den Menschen beider Länder zugeschrieben werden kann. Es soll der Völkerverständigung dienen.

Das Buch ist ein historischer Roman und hat folgenden Inhalt: August 1944. In Warschau tobt ein Aufstand der nationalpolnischen Heimatarmee (Armia Krajowa – AK) gegen die deutsche Besatzungsmacht. Die polnische Exilregierung in London bedrängt Premier- und Verteidigungsminister Winston Churchill die Aufständischen mit Waffen, Munition und anderen Hilfsgütern zu versorgen. Das RAF-Bombercomand wird aktiv. Die ersten Hilfsflüge werden geflogen. Eine im Verband fliegende viermotorige Lancaster wird auf dem Rückflug von deutschen Nachtjägern über polnischem Gebiet abgeschossen. Flight Sergeant David Booth von der siebenköpfigen Besatzung hat Glück im Unglück. Er kann sich mit dem Fallschirm retten und landet in Kurpien, einer Region in Polen mit ihren Eigenarten. Er wird von einem Offizier der polnischen Untergrundbewegung aufgegriffen und in ein Versteck neben einer Wassermühle gebracht. Ein großes Risiko für die Müllersleute. Sie sind sich der Gefahr bewußt, die sie aber im Dienste des Widerstandes gegen die Besatzungsmacht auf sich nehmen. Schon unter den eigenen Landsleuten gibt es genug Spitzel, die jede verdächtige Bewegung den deutschen Soldaten zutragen, um sich anzubiedern und um persönliche Vorteile zu erlangen. Müllermeister Justyn Wicher ist ein vielbeschäftigter Mann und kann sich nur wenig seinem Schützling widmen. Dies tun um so mehr seine Ehefrau und die beiden erwachsenen Töchter. Diese überbieten sich förmlich in der Pflege und Betreuung des verletzten englischen Fliegers. Gelingt dieses Unterfangen? Bleibt David bis zur Eroberung des Landes durch die Rote Armee im Januar 1945 unentdeckt? Wie gestaltet sich das Leben des unverhofften englischen „Gastes“ im Versteck?

Der Leser erlebt den Alltag der Müllerfamilie. Ihr Bangen und Hoffen auf ein gutes Ende der Sache. Drei Frauen, in ihrer Wesensart so verschieden, und ein gutaussehender junger Mann unter ihnen. Das kann doch wohl nicht gutgehen. Oder doch? **Gerd Bandilla**

***Gerhard Fröhlich: „Funkspruch ‚Blue Sixteen S‘. Wie Flight Sergeant Booth der Gefangenschaft entgeht und dabei die Liebe seines Lebens findet“**, Schardt Verlag, Oldenburg 2004, brosch., 260 Seiten, 14,90 Euro*

Quer durchs Beet

»Volkspalast«: Berlin zockt den Bund ab

Die „Zwischennutzung“ des ausgehöhlten „Palastes der Republik“ in Berlin könnte sich für den Bund als finanzielles Fiasko erweisen. Linkslastige Gruppen führen unter dem Titel „Volkspalast“ bis November allerlei Veranstaltungen durch. Hintergedanke ist es, den Abriß des Honecker-Baus und damit den Neubau des Stadtschlosses an selber Stelle doch noch zu verhindern. Der rot-rote Senat von Berlin begrüßte die Initiative ausdrücklich, schickte jetzt jedoch an Finanzminister Eichel als Vertreter des Bundes, dem Eigentümer der Liegenschaft, eine Rechnung von 1,2 Millionen Euro Grundsteuer. Ohne die „Zwischennutzung“ zahlte Eichel nur 80.000 Euro. Der Minister ist stocksauer: Eine weitere „Zwischennutzung“ werde es nicht geben.

Türkei: EU droht »Implosion«

Der niederländische EU-Kommissar Frits Bolkestein fürchtet, die EU würde nach einem Beitritt der Türkei mit ihren im Jahre 2010 vielleicht 83 Millionen Einwohnern „implodieren“: „Nach dem türkischen Beitritt wird die EU schlicht nicht mehr in der Lage sein, ihre derzeitige Agrar- und Regionalpolitik aufrecht zu erhalten“, so der Niederländer. Er nimmt auch Bezug auf den US-Historiker Bernard Lewis, der vorhergesagt hat, daß Europa am Ende dieses Jahrhunderts islamisch sein werde. Die britische Zeitung *The Guardian* zitiert Bolkestein: „Ich weiß nicht, ob es darauf hinauslaufen wird, aber wenn er (Lewis) Recht hat, dann wäre die Befreiung Wiens (von den Türken) 1683 umsonst gewesen.“

Personalien

Emsis: Europa sollte aufwachen



Lettlands neuer Ministerpräsident **Indulis Emsis** (52) fand beim Besuch in Hamburg freundliche, aber deutliche Worte für die schwerfällige EU: „Europa darf nicht mehr solange schlafen, wenn es ein ‚global player‘ sein möchte“, sagte er seinen Gastgebern. Lettlands Wirtschaft verbuchte im ersten Halbjahr 2004 ein sensationelles Wachstum von 8,2 Prozent.

Revision gegen Mutlu



Wird er doch noch verurteilt? Wie berichtet (*PAZ* 37/04), wurde das grüne Mitglied im Berliner Abgeordnetenhaus **Öczan Mutlu** in zweiter Instanz vom Vorwurf der Beamtenbeleidigung freigesprochen. Mutlu hatte einer Polizeibeamten provokativ geduzt und mit rassistischen, antideutschen Sprüchen überzogen. Nachdem ihm das Amtsgericht zu einer Geldstrafe von 3.000 Euro verurteilt hatte, sprach ihn das Berliner Landgericht kürzlich frei. Dagegen will die Staatsanwaltschaft aber offenbar Revision beim Kammergericht einlegen. Der Fall Mutlu ist demnach wieder offen.



Raumpflege in der Fettecke Zeichnung: Götz Wiedenroth

Sehr unsensibel

Eignet sich ein Köhler zum Politiker? / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Volk und Politik stehen sich viel näher, als beide zugeben, es ist eine Verschwörung. Verschworene sprechen in Geheimsprache miteinander. Draußen giften wir ins Mikro der Straßenumfrager: „Politiker lügen sowieso. Keiner sagt die Wahrheit!“ Doch tatsächlich meinen wir damit natürlich: „Sie sollen lügen! Wofür sonst bezahlen wir sie?“ Unsere Mitverschworenen, die Politiker, haben das bislang immer richtig verstanden und ihre Pflicht erfüllt: „Lügen? Aber gern: Die Rente ist sicher. Die Arbeitslosenzahl wird binnen vier Jahren halbiert. Am sozialen Besitzstand wird nicht gerüttelt – mehr?“ „Danke, reicht.“ Alle waren zufrieden. Bis Köhler kam. Der wurde ja ohnehin bloß durch einen dummen Zufall Bundespräsident, in weinseliger Runde mit Merkel und Stoiber in Westerwelles Berliner Apartment ausgemauschelt. In die Geheimsprache, in der Politiker und Volk sich verständigen, hat ihn offenbar keiner eingeweiht. Jetzt haben wir den Salat.

Die meisten ahnen noch gar nicht, was der Ahnungslose mit seinem wahrheitstriefenden Geschwätz über unterschiedliche Lebensverhältnisse in unterschiedlichen Regionen möglicherweise losgetreten hat. Bislang geht es nur um Deutschland. Was aber soll denn werden, wenn demnächst jemand die gleiche unerhörte Entdeckung mit Blick auf Europa öffentlich macht? Gut, gut, ist recht unwahrscheinlich, denn in Brüssel sitzen gestandene Politiker, die ihren Beruf (und oft nichts anderes) von der Pike auf gelernt haben und daher wissen, wie mit Wahrheit umzugehen ist. Aber nur mal angenommen, auch da tanzt einer aus der wohlgeordneten Reihe und nimmt die Transfers von den EU-Geberländern in die EU-Nehmerländer aufs Korn und stoppt am Ende den Subventionsstrom: Kaum auszumalen, was beispielsweise auf das arme reiche Irland zukäme, wenn die Überweisungen aus Deutschland ausfielen.

Sollen die Iren etwa mit kaputten Straßen und maroden Schulen leben wie die Behauser von Hamburg oder Köln? Es soll in entlegenen Winkeln der grünen Insel gar Gegenden geben, da würden die Menschen ohne EU-Entwicklungshilfe beinahe vegetieren müssen wie die Eingeborenen längst vergessener Orte namens Leipzig oder Dresden! Irlands Arbeitslosigkeit könnte die Fünf-Prozent-Marke über-, das jährliche Wirtschaftswachstum dieselbe Linie unterschreiten, warnen EU-Kenner. Auch würde uns der „keltische Tigerstaat“ kaum so effektiv mit niedrigsten Steuern deutsche Firmen abwerben, wenn die Kohle aus Germanien plötzlich ausbliebe. Das ist mit unserem Verständnis von europäischer Solidarität nicht zu vereinbaren. Und mit der Menschenwürde der Iren schon gar nicht. Hat Köhler soweit gedacht?

Aber wie gesagt: Nicht bange werden: In Brüssel sitzen Fachleute, die dafür sorgen werden, daß der Spuk auf Deutschland beschränkt bleibt. Sie kommen aus allen 25 Ländern, die EU-Abgeordneten, und sie vertreten die Interessen ihrer Völker nach bestem Wissen und Gewissen: Die französischen Parlamentarier die Interessen der Franzosen, die polnischen die der Polen, die deutschen die der Europäer und so weiter. Das man sich das nicht zu einfach vorstellt. Ein hartes Brot ist das. Da heißt es: Alle an einem Strang ziehen. Dieser Tage kämpfen die EU-Volksvertreter gemeinsam gegen das freche Ansinnen Deutschlands, einen ständigen Sitz im UN-Sicherheitsrat zu erlangen, was Berlin unter anderem damit rechtfertigen will, daß es höhere Uno-Beiträge zahlt als vier der fünf derzeitigen „Ständigen“ (USA, Rußland, China, Großbritannien und Frankreich) und mehr Truppen für die Uno stellt als jeder andere Staat der Welt.

> *Was, wenn jemand die gefährlichen Ideen des Bundespräsidenten auf die EU überträgt?*

Um diese unverschämte Vorrechnerei abzuwehren, haben sich die Europaabgeordneten Armin Laschet (CDU), Jo Leinen (SPD) und Silvana Koch-Mehrin (FDP) zusammengeschlossen. Laschet entlarvt, daß Berlin „Brechstangen“-Politik betreibt. Etwas grobschlächtig, fanden die Kollegen Leinen und Koch-Mehrin und dachten sich eine feinere Finte aus, in der sich die aufmüpfigen Deutschen verheddern sollen: Man müsse statt für einen deutschen „mit aller Macht für einen europäischen Sitz streiten“, jubelt Leinen den Berlinern unter. Die FDP-Frau sagt das Gleiche. Was beide nicht sagen: Ein EU-Sitz im Sicherheitsrat würde bedeuten, daß London und Paris ihre Plätze räumen müßten. Das würden die natürlich nie machen, wie auch Leinen und Koch-Mehrin wissen. Die Deutschen wären aber wenigstens beschäftigt. Hat nicht schon Napoleon, der große Europäer, erkannt, daß man den braven Michel am besten dadurch mattsetzt, daß man ihm irgendeine schwachsinnige, aber hochtrabend klingende Aufgabe stellt, an der er sich bereitwillig aufreibt? So wird es funktionieren: Die Deutschen sitzen (und blechen) bei der Uno zwar weiterhin am Katzentisch des „Feindstaates“. Doch wenn sie den Angelhaken von Leinen/Laschet/Koch-Mehrin erst geschluckt haben und für den unerreichbaren EU-Sitz zu zappeln beginnen, dann hocken sie dort wenigstens in dem stolzen Gefühl, (als einzige) „das nationalstaatliche Denken überwunden zu haben“, während die Nationalstaaten am Haupttisch darüber entscheiden, in welche Mausefalle sie die deutschen Blauhelme als nächstes schicken.

Europäische Union und Uno tun gut daran, die Vorliebe der Deutschen für wohlklingende Phrasen und ihre heftige Abneigung gegen stachelige Wahrheiten ernstzunehmen. Die OECD, auch so eine Weltorganisation, hat sich da nämlich soeben böse vertan. Die deutsche Bildungspolitik falle trotz der eingeleiteten Reformen weiter zurück, heißt es in ihrem neuesten Bericht. Das war sehr unsensibel. Die Präsidentin der Kultusministerkonferenz (KMK), Dohris Ahnen (SPD) wies den taktlosen Report energisch zurück. In keinem Land, belehrte sie via *Bayrischer Rundfunk*, sei nach den miserablen Ergebnissen der PISA-Studie „so intensiv über die Bildung diskutiert worden“ wie bei uns. Wissen denn diese OECD-Typen nicht, daß es in der modernen Pädagogik vorrangig ist, „mal drüber gequatscht zu haben“ und daß sich erst alle „in die Gruppendiskussion eingebracht“ haben müssen, bevor man da irgendetwas übers Knie bricht?

Hätten Köhler und die OECD ihre Geschichten wenigstens netter verpackt, wären wir ja nicht halb so beleidigt. Kommunikation ist eben alles, das weiß selbst der rotrote Senat von Berlin und wies seine Polizei nun an, diskriminierende Begriffe wie „Gefahrenort“ oder „Problemkiez“ für die Ghettos der Metropole künftig zu vermeiden. Statt dessen heißt es ab sofort „besonders kriminalitätsbelasteter Ort“. Belastet, der arme Ort, die armen – „Kriminellen“? Darf man Menschen so etikettieren? Na! Wie wäre statt dessen: „Mitbürger/innen mit alternativer Rechtsauffassung“? ■

Zitate

Martin Walser** zitiert im* Focus *vom 13. September einen bemerkenswerten Satz, den der Brite **Gerald Hamilton** in der letzten Folge der **Zeitschrift** **Weltbühne** **vom 7. März 1933**, herausgegeben von Carl v. Ossietzky, vor ihrem **Verbot durch die Nationalsozialisten** schrieb. Hamilton, der sich als „linksstehender Engländer“ zu erkennen gibt, äußerte hinsichtlich des **Ersten Weltkriegs und des Versailler Vertrags:

„Heute wird offen zugegeben, ... daß Deutschland nicht nur am Ausbruch der Feindseligkeiten nicht die alleinige Schuld trägt, sondern daß es geradezu einer der am wenigsten verantwortlich zu machenden kriegführenden Staaten gewesen ist.“

*Am 1. Januar tritt **Hartz IV** in Kraft. Langsam häufen sich die Anzeichen, daß der Start in einem **organisatorischen Chaos** versinkt. **Düsseldorfs Oberbürgermeister Erwin** (CDU) fürchtet:*

„Das wird Dosenpfand hoch vier.“

Auch die Süddeutsche Zeitung *(Sonnabend, 11. September) beschleichen allmählich **böse Vorahnungen** hinsichtlich des **Hartz-IV-Starts**, die sich mit nicht minder bösen Erinnerungen mischen:*

„Am Freitag war zu hören, daß es auch bei der Einführung des Arbeitslosengelds II ein paar – natürlich klitzekleine Computerprobleme gebe und die Software (das Computerprogramm) nicht wie gewünscht funktioniere. Clements Ministerium versicherte gleichwohl, Hartz IV werde pünktlich starten. Irgendwie kennt man diese Beschwichtigungen aus Berlin schon von der Maut, und den Namen des Software-Lieferanten auch: Es ist die Deutsche Telekom.“

*Und geht es nach dem Politikwissenschaftler **Alexander Thumfart**, dann könnte ein drohendes **Hartz-Fiasko** auch zum **Debakel für Kanzler Schröder** höchstpersönlich werden, denn:*

„Wer nahezu alles zur Chefsache erklärt oder mit ruhiger Hand zu managen verspricht, braucht sich nicht zu wundern, wenn er für die Lösung aller Probleme haftbar gemacht wird.“

Die Frankfurter Allgemeine *vom 14. September stellt zu den **Entschädigungsansprüchen deutscher Vertriebener** fest:*

„Die Doppelstrategie (der Bundesregierung), die Nachbarn im Osten mit politischen Absichtserklärungen knapp unterhalb eines völkerrechtlich verbindlichen und regreßpflichtigen Anspruchsverzichts zu beruhigen und die Vertriebenen auf die Vorzüge der EU-Ost-Erweiterung (mit den entsprechenden Klagewegen) zu verweisen, ist gescheitert.‘“

Vorbeispaß

„Fast“ Food – soll das etwa heißen
„fast“ ein Futter? Weit gefehlt!
„Schnell“ ist's, fett und leicht zu beißen,
weil nur Tempo heute zählt.

Fast Food schlang auch Bill, der flotte,
und so ging im Weißen Haus
sich für ihn mit draller Motte
zwischendurch ein „Quickie“ aus.

Aber Atzung, gar zu geile,
überfordert das Organ,
deshalb wurde ihm in Eile
jetzt ein Bypass angetan!

Nur dem Herzen, selbstverständlich –
doch gestrenge Medizin
macht den Bypass schließ- und endlich
zum Vorbeispaß ohnehin ...

Pannonicus